

DER FELS

Papst Franziskus:
Gott schafft dieses Volk, die Kirche

227

Bischof Clemens Pickel:
„Beten Sie gern?“

229

Martine Liminski:
Pädagogik der Liebe

250

Katholisches Wort in die Zeit

45. Jahr August/September 2014



INHALT

Papst Franziskus: Gott schafft dieses Volk, die Kirche	227
Bischof Clemens Pickel: „Beten Sie gern?“	229
Raymund Fobes: Ein Lobpreis der Unmündigen	230
Stadtpfarrer Georg Alois Oblinger: Kirchlichen Festtage – verharmlost, sinnentleert und umgedeutet Was tun?	232
Jenö Zeltner: Ich habe die Kirche radikal abgelehnt	240
Prof. Dr. Hubert Gindert: Der untaugliche Versuch, Gott zu entmachten	246
Dr. Alois Epple: Die Durstigen tränken	248
Prof. Dr. Hubert Gindert: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Hildegard von Bingen	249
Martine Liminski: Pädagogik der Liebe	250
Franz Salzmacher: Da sind Kreuzigungen und keiner geht hin	255
Prof. Dr. Hubert Gindert: Es ist Zeit, die Genderideologie hinter sich zu lassen	256
Prof. Dr. Hubert Gindert: Der Aufstand des Gewissens	258
Prof. Dr. Konrad Löw: Die katholische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus	260
Auf dem Prüfstand	264
Zeit im Spektrum	266
Bücher	269
Veranstaltungen	271

Impressum „Der Fels“ Aug./Sept. 2014 Seite 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Mariä Himmelfahrt
B. Furlotti: Meisterwerke der Vatikanischen Museen,
Edizioni Musei Vaticani. S. 67
Erläuterung siehe Seite 270

Foto- und Quellennachweise: S. 265

Liebe Leser,

„Sport ist die schönste Nebensache der Welt“, so heißt es.

Vom 12. Juni bis 13. Juli fand in Brasilien die Weltmeisterschaft in Fußball statt. Es war ein medienbeherrschendes Thema. Das Spiel Deutschland gegen Portugal sahen in Deutschland rund 24 Mio.. Was erklärt dieses massenhafte Interesse an den Spielen, die Faszination, die von ihnen ausging, die Emotionen, die sie freigesetzt haben, oder die nationale Identifikation, die sichtbar geworden ist?

Der Sport ist ein Riesenunternehmen geworden, das Milliarden umsetzt. Aber das allein erklärt die Frage nicht. Offensichtlich fehlen den Menschen im üblichen Jahresablauf Ereignisse, die ein vergleichbares Miterleben aufkommen lassen. Am ehesten kann noch die katholische Kirche mit solchen sportlichen Großereignissen Schritt halten. Man denke an die großen Gottesdienste auf dem Petersplatz in Rom, z.B. an die Heiligsprechung der Päpste Johannes XXIII. und Johannes Paul II. mit rund 2 Mio. Teilnehmern.

Was bleibt von der Weltmeisterschaft in Fußball, wenn von den leeren Bankreihen kein Leben mehr ausgeht? Dann zieht die Nüchternheit des Alltags wieder ein. Das große Event war doch recht oberflächlich für die Teilnehmer. Es hat sie nicht verändert. Ist also der Sport doch die „schönste Nebensache der Welt“? Wenn ja, was ist dann die Hauptsache? Sie liegt in der Antwort auf jene existentielle Frage, die sich nachdenkliche Menschen seit Jahrtausenden stellen. Im Katechismus der Katholischen Kirche lautet die-

se Frage übrigens: „Wozu sind wir auf Erden?“ Dieses wozu schließt den von Gott gegebenen Lebensauftrag ein. Hätte man den Zuschauern der Weltmeisterschaft diese Frage gestellt, wäre womöglich die häufigste Antwort gewesen: „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht“.

Es gehört Mut dazu, sich diese Frage zu stellen, hartnäckig, ihr nicht auszuweichen. Von der Antwort hängt alles in unserem Leben ab. Diese Antwort kann revolutionär sein. Sie hat tatsächlich das Leben ungezählter Menschen verändert – und auch ihre Umwelt.

Veränderung setzt einen neuen Geist voraus. Man kann ihn nicht herbeikommandieren. Aber man kann ihn erbitten und sich von ihm führen lassen, wie die Jünger am Pfingstfest.

Papst Franziskus hat den Geist Gottes herabgerufen auf die Präsidenten von Israel und des Palästinenserstaates, auf die Verantwortlichen der Bürgerkriegsparteien in der Ukraine, in Syrien, im Irak, auf die Mafiabosse in Kalabrien. Ob sie sich von ihm leiten lassen, bleibt in ihrer Verantwortung. Die Bereitschaft braucht jeder, nicht nur die „Großen“ dieser Welt. Was die Hauptsache in unserem Leben ist, können nur wir selber beantworten.



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Gott schafft dieses Volk, die Kirche

Katechese bei der Generalaudienz am 18. Juni 2014 auf dem Petersplatz in Rom

Heute beginne ich eine Katechesenreihe über die Kirche – ein wenig wie ein Sohn, der über seine eigene Mutter spricht, über die eigene Familie. Über die Kirche zu sprechen bedeutet, über unsere Mutter, über unsere Familie zu sprechen. Denn die Kirche ist keine Institution, die zu ihrem eigenen Nutzen erschaffen wurde, und auch kein privater Verein, keine Nicht-Regierungsorganisation,

selbst entstanden ist. Sie ist von Jesus gegründet worden, aber sie ist ein Volk, das eine lange Geschichte hat und dessen Vorbereitung schon lange vor Christus selbst begonnen hat.

Diese Geschichte oder »Vorgeschichte« der Kirche findet sich bereits im Alten Testament. Wir haben gehört, was das Buch Genesis sagt:

Gott hat Abraham, unseren Vater im Glauben, erwählt und ihn aufge-

Der erste wichtige Punkt ist genau dies: Von Abraham ausgehend bildet Gott ein Volk, damit es allen Familien der Erde seinen Segen bringen möge. Und in diesem Volk wird Jesus geboren. Gott schafft dieses Volk, diese Geschichte, die Kirche auf ihrem Weg, und dort, in diesem Volk, wird Jesus geboren.

Ein zweites Element: Nicht Abraham ist es, der ein Volk um sich gründet, sondern Gott ist es, der diesem Volk Leben schenkt. Gewöhnlich wandte sich der Mensch an die Gottheit: er versuchte, die Distanz zu überwinden, und bat um Unterstützung und Schutz. Die Menschen beteten zu den Göttern, den Gottheiten. In diesem Fall dagegen erlebt man etwas nie Dagewesenes: Gott selbst ergreift die Initiative. Hören wir das: Gott selbst klopft an Abrahams Tür und sagt zu ihm: Vorwärts, zieh weg aus deinem Land, mach dich auf, und ich werde dich zu einem großen Volk machen.

Und das ist der Anfang der -Kirche, und in diesem Volk wird Jesus geboren. Gott ergreift die Initiative und richtet sein Wort an den Menschen, stellt zu ihm eine Bindung und eine neue Beziehung her. »Aber Vater, wie geht das? Gott spricht mit uns?« »Ja.« »Und wir können mit Gott sprechen?« »Ja.« »Können wir denn mit Gott ein Gespräch führen?« »Ja.« Das nennt man Gebet, aber Gott hat es von Anfang an getan. So bildet Gott ein Volk mit allen, die sein Wort hören und sich im Vertrauen auf ihn auf den Weg machen. Das ist die einzige Bedingung: Gott vertrauen. Wenn du Gott vertraust, hörst du auf ihn und machst dich auf den Weg. Das bedeutet, Kirche zu schaffen. Die Liebe Gottes geht allem voran. Gott ist immer der erste, er kommt vor uns an, er geht uns voraus. Der Prophet Jesaja – oder Jeremia, ich erinnere mich nicht genau – sagte, dass



und schon gar nicht darf man den Blick auf den Klerus oder auf den Vatikan beschränken ... »Die Kirche meint ...« Die Kirche sind wir doch alle! »Von wem sprichst du?« »Von den Priestern, oder?« Ja, die Priester gehören zur Kirche, aber die Kirche sind wir alle! Man darf sie nicht auf die Priester, auf die Bischöfe, auf den Vatikan beschränken ... Sie gehören zur Kirche, aber die Kirche sind wir alle. Wir sind alle eine Familie, alle von der einen Mutter. Und die Kirche ist eine sehr viel umfassendere Wirklichkeit, die sich zur ganzen Menschheit hin öffnet und die nicht in einem Labor entstanden ist, die nicht von

fordert, sich aufzumachen, seine irdische Heimat zu verlassen und in ein anderes Land zu ziehen, das er ihm zeigen würde (vgl. Gen 12,1-9). Und in dieser Berufung ruft Gott Abraham nicht allein, als Einzelnen, sondern er bezieht von Anfang an seine Familie, seine Verwandtschaft und alle ein, die im Dienst an seinem Haus stehen. Als er erst einmal unterwegs ist – ja, so macht sich die Kirche auf den Weg –, erweitert Gott dann den Horizont noch mehr und erfüllt Abraham mit seinem Segen, verheißt ihm eine Nachkommenschaft, die so zahlreich sein wird wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meer.

Gott wie die Blüte des Mandelbaumes ist, denn es ist der erste Baum, der im Frühling blüht. Das heißt, dass Gott immer vor uns blüht. Wenn wir ankommen, erwartet er uns. Er ruft uns, er lässt uns vorangehen. Er ist immer vor uns da. Und das nennt sich Liebe, denn Gott erwartet uns immer. »Aber Vater, das glaube ich nicht, denn wenn Sie wüssten, Vater ... Mein Leben war so schlecht, wie

Das bedeutet jedoch nicht, dass diese Menschen stets überzeugt und treu sind. Im Gegenteil, von Anfang an gibt es Widerstände, den Rückzug in sich selbst und in die eigenen Interessen und die Versuchung, mit Gott zu handeln und die Dinge auf die eigene Art zu lösen. Und das ist der Verrat und die Sünde, die den Weg des Volkes während der ganzen Heilsgeschichte prägen, jener

das lässt uns als Volk Gottes, als Kirche wachsen: nicht unser Können, nicht unsere Verdienste – wir zählen nur ganz wenig, das ist es nicht –, sondern die tägliche Erfahrung, wie sehr der Herr uns liebt und für uns Sorge trägt. Das lässt uns spüren, dass wir wirklich die Seinen, in seinen Händen sind, und es lässt uns in der Gemeinschaft mit ihm und untereinander wachsen. Kirche sein bedeutet zu spüren, in den Händen Gottes zu sein, der Vater ist und uns liebt, uns liebkost, uns erwartet, uns seine Zärtlichkeit spüren lässt. Und das ist sehr schön!

Liebe Freunde, das ist der Plan Gottes; als er Abraham gerufen hat, dachte Gott daran, ein von seiner Liebe gesegnetes Volk zu bilden, das allen Völkern der Erde seinen Segen bringt. Dieser Plan verändert sich nicht, er ist stets gültig. In Christus hat er seine Erfüllung gefunden, und noch heute verwirklicht Gott ihn weiterhin in der Kirche. Bitten wir also um die Gnade, dass wir der Nachfolge des Herrn und dem Hören auf sein Wort treu bleiben, in der Bereitschaft, jeden Tag aufzubrechen, wie Abraham, zum Land Gottes und des Menschen, unserer wahren Heimat, und so zum Segen zu werden, zum Zeichen der Liebe Gottes für alle seine Kinder.

Gerne denke ich daran, „dass ein Synonym, ein anderer Name, den wir Christen haben könnten, dieser wäre: Wir sind Männer und Frauen, wir sind Menschen, die segnen. Der Christ muss mit seinem Leben immer segnen, Gott segnen und alle segnen. Wir Christen sind Menschen, die segnen, die segnen können. Das ist eine schöne Berufung! □



kann ich da meinen, dass Gott mich erwartet?« »Gott erwartet dich. Und wenn du ein großer Sünder warst, dann erwartet er dich noch mehr, und er erwartet dich mit so viel Liebe, denn er ist der erste.« Das ist die Schönheit der Kirche, dass sie uns zu diesem Gott führt, der uns erwartet! Er geht Abraham voraus, er geht auch Adam voraus.

Abraham und die Seinen hören den Ruf Gottes und machen sich auf den Weg, auch wenn sie nicht genau wissen, wer dieser Gott ist und wohin er sie führen will. Das ist wahr, denn Abraham macht sich auf den Weg im Vertrauen auf diesen Gott, der zu ihm gesprochen hat, aber er hatte kein theologisches Buch, um zu studieren, wer dieser Gott war. Er vertraut, er vertraut auf die Liebe. Gott lässt ihn die Liebe spüren, und er vertraut ihm.

Geschichte der Treue Gottes und der Untreue des Volkes. Gott wird jedoch nicht müde, Gott hat Geduld, er hat viel Geduld, und in der Zeit erzieht und bildet er weiterhin sein Volk, wie ein Vater seinen eigenen Sohn. Gott geht mit uns. Der Prophet Hosea sagt: »Ich bin mit dir gegangen und habe dich laufen gelehrt, wie ein Vater das Kind laufen lehrt.« Das ist ein schönes Bild von Gott! Und so ist es mit uns: Er lehrt uns laufen. Und dieselbe Haltung nimmt er gegenüber der Kirche ein.

Denn trotz unseres Vorsatzes, Jesus nachzufolgen, erfahren auch wir jeden Tag den Egoismus und die Härte unseres Herzens. Wenn wir uns jedoch als Sünder bekennen, erfüllt Gott uns mit seiner Barmherzigkeit und mit seiner Liebe. Und er vergibt uns, er vergibt uns immer. Und genau

Die Katechesen des Heiligen Vaters werden in deutscher Sprache regelmäßig veröffentlicht

- im Internet über die Homepage des Hl. Stuhls: www.vatikan.va – Audienzen.

- in der katholischen Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur „Die Tagespost“, Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg; www.die-tagespost.de.

- in „L'Osservatore Romano – Wochenausgabe in deutscher Sprache“; Postfach 4280, D-73757 Ostfildern; www.vatikan.va.

„Beten Sie gern?“

Einen wichtigen Teil meiner Kindheit verbrachte ich in einem kleinen Dorf in der ehemaligen DDR, in dem es nicht einmal Straßennamen gab, so klein war es. Trotzdem gab es einen Kindergarten, eine Schule, einen Feuerwehrrang ohne Zugmaschine, einen Konsum, eine LPG und wie sich das alles damals nannte. Wir wohnten bei einer Bauernfamilie. Das Kinderschlafzimmer war über dem Kuhstall. Zur Kirche mussten wir mit dem Bus in die Stadt fahren. Das Geld reichte nicht jeden Sonntag für die Fahrt. Ein Auto hatten wir natürlich nicht. Wir waren die einzige katholische Familie im Dorf. Als mein großer Bruder einmal vom Kaplan nach dem Religionsunterricht aus der Stadt nach Hause gebracht wurde, erzählte er uns kleineren Geschwistern, was er dort gelernt hatte, nämlich, dass im Himmel immer gebetet würde. Das löste bei mir alles andere als Interesse oder gar Enthusiasmus aus „immer beten?!“ – Inzwischen verstehe ich, was gemeint war, und denke, es stimmt. Man kann so sagen: Im Himmel wird immer gebetet. Bin ich jetzt ein erkonservativer Fanatiker oder ein abgehobener Spinner für Sie? Natürlich geht es nicht um das Herunterrasseln von Texten, wenn ich Beten meine. Es geht nicht um Stress, sondern um Ruhe, nicht um „muss“, sondern um Glück, nicht um Leistung, sondern um Liebe. „Beten Sie gern?“ frage ich junge Leute, die ans Leben als Priester oder in einer Ordensgemeinschaft denken, denn ich weiß, dass die Zukunft der Kirche davon abhängt. Beten wurde im Kommunismus lächerlich gemacht, aber auch wie ein Staatsverbrechen verfolgt und bestraft. Als junger Priester in der zerfallenden Sowjetunion begegnete ich Menschen, die mich baten: „Lehren Sie mich, wie man betet!“ Theoretisch war das kaum möglich. Und praktisch?

Vor einiger Zeit haben Tausende von Christen im Süden Russlands eine besondere Erfahrung mit dem Gebet gemacht. Am Abend des 7. Februar 2012 endete ein langes Gebet in unserem Bistum. Neun Tage und neun Nächte, 216 Stunden ununterbrochen, hatten wir gebetet. Nein, nicht fürs Guinnessbuch der Rekorde! Es war wie ein Klopfen an die Tür Gottes, an sein Herz. Wir baten um Priesterberufungen. Im ganzen Bistum hatten sich Pfarrgemeinden, Jugendgruppen, geistliche Gemeinschaften, Studenten, Kinder, Gesunde und Kranke daran beteiligt. Stundenweise – versteht sich! Manche hatten sich mehrmals eintragen lassen. Alle nahmen es sehr ernst. Eine einzige Stunde blieb offen. Das wurde dann meine, ganz eigene. Was es bedeutet, jahre- oder gar jahrzehntelang ohne Priester zu sein, wussten die Älteren noch aus eigener Erfahrung. Dass überhaupt einige diese schwere Zeit ausgehalten hatten, kommt einem Wunder mehr als nahe. Ich befürchte: Ein zweites Mal hält das die Kirche, jedenfalls dort bei uns, nicht aus.

Jener 7. Februar 2012 war wie ein kleines Osterfest. Wir schlossen das neuntägige Gebet mit einem festlichen, sehr fröhlichen und dankbaren Gottesdienst in unserer kleinen Kathedrale ab. Es war – geistlich gesehen – eine so intensiv erlebte Zeit, dass sich viele innerlich bewegt dafür bedankten. Schon im Verlauf der Tage kamen Anrufe und Briefe, die von einem bisher ungekannten Gespür für Einheit zeugten. Wir hatten gemeinsam gebetet, wie eine große, große Familie. Kirchen liegen bei uns oft Hunderte Kilometer voneinander entfernt. Nun waren wir uns mit einem Mal alle ganz nahe. (Ich bezweifle natürlich, ob ich mit ein paar Worten wiedergeben kann, was da in der Luft lag.) Statt meinerseits an der Kirchentür für das Kommen und Mitbeten zu danken, bedankten sich die Herausge-



Clemens Pickel, geb. 1961 in Colditz/Sachsen, ist Bischof für das Europäische Südrußland mit Sitz in Saratow. Die älteren Leser werden sich an die Berichte und Briefe erinnern, die er als Pfarrer von Marx an der Wolga in den Jahren 1991-1996 für den „Fels“ geschrieben hat. Seine Gedanken zur Frage „Beten Sie gern?“ auf dieser Seite sind einem Bändchen entnommen, das vor kurzem erschienen ist: „Mit Herz & Seele – Ermutigende Gedanken eines deutschen Bischofs in Rußland“ – Näheres dazu Seite 269 dieses Heftes.

henden für die Erfahrung des Betens. „Wir müssen das wieder machen“, sagten, nein, baten einige sofort.

Und wie ging es weiter? Nachdem wir vier Jahre lang keinen einzigen Studenten hatten, der sich auf die Priesterweihe vorbereitete, meldeten sich bis zum Sommer drei junge Männer dafür an. Zufall? – Wenn Sie das als Christ sagen, antworte ich Ihnen: Bei Gott gibt es keinen Zufall. – „Na, trotzdem ...?“ – Beten Sie eigentlich gern?

Es sollte ja nur ein kleines Beispiel aus dem Alltag sein, für den Sinn des Betens und die Freude am Sinn, keine theologische Abhandlung und keine Frömmerei. Beten richtig verstanden – ist Zusammensein mit Gott, sogar, wenn wir es uns nur wünschen und nicht fühlen. Es ist keine Veranstaltung. (Da liegt manchmal der verhängnisvolle Fehler bei der Vorbereitung auf Gottesdienste.) Man kann beten lernen, und es ist ein Geschenk, das ich jedem wünsche. □

Ein Lobpreis der Unmündigen

Zu einem provozierenden Wort Jesu

Sowohl im Lukas- wie auch im Matthäusevangelium ist uns ein genauso bedenkenswertes wie auch provozierendes Wort Jesu überliefert, das gemeinhin den Namen „Jubelruf“ trägt und ein Lobpreis der Unmündigen ist. Jesus sagt dort: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.

● Ausgang aus der Unmündigkeit – nur ein Segen?

Auch kann einem der bekannte Satz des Philosophen Immanuel Kant in den Sinn kommen, in dem er jene für die frühe Neuzeit entscheidende geistesgeschichtliche Denkrichtung mit Namen „Aufklärung“, die allen Menschen möglichst viel Wissen zugänglich machen wollte, um ihnen

auch für die Gesellschaft notwendig. Fatal aber ist, das allein durch das Denken und das Experiment erworbene Wissen so absolut zu setzen, dass ein Gott, der sich durch die Naturgesetze überschreitende Heilstaten offenbart hat, kaum mehr einen Platz hat. Sehr markantes Beispiel dafür ist der berühmt gewordene Satz des evangelischen Theologen Rudolf Bultmann: „Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“¹ Leugnete Bultmann selbst Gott trotzdem nicht, so ist doch sein Zitat Eingangstor für viele, um diese Wirklichkeit ganz und gar abzulehnen. Da, wo alles in der Natur bewiesen ist, brauchen wir die Hypothese Gott nicht – und wir überlassen all das wunderbare Geschehen, von dem die Bibel berichtet, den Märchenerzählern.

Nun stellt sich aber die Frage: Ist denn wirklich alles bewiesen? Ist denn wirklich das naturwissenschaftliche Weltbild der Weisheit letzter Schluss? Anders gesagt: Sind wir eigentlich über die Aufklärung wirklich aufgeklärt? Ist nicht gerade durch ein Sich-Einlassen auf die Wunderwelt des Neuen Testamentes eine notwendige Erweiterung unseres Horizontes möglich – gelangen wir nicht gerade dadurch zum wahren Menschsein, weil wir uns so von Gott und seiner Offenbarung her definieren lassen können? Und hier bekommt der Jubelruf Jesu seine ganz wertvolle Qualität. Die Unmündigen sind nämlich diejenigen, die bereit sind, offen für die Offenbarung zu sein, die, die nicht alle Dinge selbst lösen wollen und meinen, auf Gott verzichten zu können. Und für uns, die wir in unserer Gesellschaft auch durch die Schule der Aufklärung gegangen sind, kann und sollte Jesu



Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und seine Bewohner (Ps 24,1). Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob (Ps 8,3). Jesus stellte ein Kind in ihre Mitte und sagte: „Wer so klein sein kann, wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte. Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (vgl. Mt 18, 2-5).

Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will.“ (Mt 11, 25f/vgl. Lk 10,21f) Für uns mag dieser Jubelruf schon etwas verwirrend sein, wenn da gerade die Unmündigen hoch gelobt werden, also die, die offenbar nicht selbständig denken können und aus den Kinderschuhen nicht herausgekommen sind.

zu mehr Freiheit und Würde zu verhelfen, charakterisiert als Ausgang des Menschen aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Man kann aber gerade durch den Jubelruf Jesu die Aufklärung kritisch hinterfragen. Das bedeutet nicht, dass die Befreiung des Menschen zu mehr Wissen, was die Aufklärung ja forderte und förderte, rundweg falsch ist – im Gegenteil: Eine gute und umfassende Ausbildung für alle ist sowohl für die Würde des einzelnen Menschen wie

Ruf, bereit zur Unmündigkeit zu sein, Einladung und Appell werden, sich auf Gott zu verlassen – auch wenn uns seine wunderbaren Heilstaten unglaubwürdig vorkommen.

● Der Theologe und der Analphabet

Es gibt in diesem Zusammenhang ein sehr schönes Beispiel aus dem Leben eines der größten Theologen des Mittelalters, des heiligen Bonaventura. Bonaventura, der Mitglied des Franziskanerordens war, führte einmal ein sehr interessantes Gespräch mit seinem Mitbruder Ägidius von Assisi. Ägidius gehörte zu den ersten Gefährten des heiligen Franziskus. Dem Poverello schloss er sich an, nachdem dieser ihn angewiesen hatte, einer armen Frau seinen Mantel zu geben. Obwohl er nicht lesen und schreiben konnte, war Ägidius ein Ordensbruder, dessen Weisheit sehr gefragt war.

In dem Dialog fragte Bruder Ägidius den großen Theologen: „Was müssen wir Unwissenden tun, um gerettet zu werden?“ Und Bonaventura macht deutlich, dass es auf das große Wissen gar nicht in erster Linie ankommt. Entscheidend ist die Beziehung zu Gott, die Liebe. Bonaventura fügt dann hinzu: „Eine alte einfache Frau kann Gott noch mehr lieben als ein Lehrer der Theologie.“² Diese Geschichte aus dem Leben des Ägidius ist immer wieder und gern zitiert worden, und sie macht einerseits denen Mut, die sich vielleicht mit intellektuellen Diskussionen schwer tun. Und wie der Chronist des Ägidius berichtet, muss dieses Gespräch für den einfachen Bruder ein wirklicher Akt der Befreiung gewesen sein, ein Ereignis, das ihn im Glauben wie auch in seinem missionarischen Eifer sehr gestärkt hat.

Andererseits bremst die Geschichte alle die, die sich auf ihren Intellekt etwas einbilden. Denn konkret heißt es ja: Ein guter Christ ist nicht der, der klug über Gott redet, sondern der, der eine tiefe Beziehung zu Gott hat und diese auch lebt.

Diese Fähigkeit wiederum erlange ich aber deutlich besser dann, wenn ich Gott zu vertrauen vermag und mich vor allem darauf einlasse, dass er wirklich in Jesus Christus auf dem wunderbaren Weg der Jungfrauengeburt Mensch geworden ist, dass er wahrhaftig in der Auferstehung den Tod besiegt hat und auch wirklich in der Eucharistie bis

heute bei uns anwesend ist. Auf diesen Glauben, auf dieses Vertrauen in die Botschaft Jesu Christi, die die Kirche überliefert, kommt es an – und ein rein naturwissenschaftliches Denken kann dazu führen, jene Glaubenswahrheiten zu leugnen.

● Vertrauen und Wissenschaft

Es ist bemerkenswert, dass einer der ganz großen Theologen unserer Zeit, der auch Fachmann für die Theologie Bonaventuras ist, dieses Problem immer wieder thematisiert hat. Die Rede ist von Papst Benedikt XVI. Bereits Ende der 1960er Jahre hat er in seiner „Einführung in das Christentum“ gewisse Richtungen der Theologie davor gewarnt, die Glaubenssätze immer mehr kleinzureden – weil dadurch nicht nur das Wesen des Christentums verloren geht, sondern auch der Glaube für die Menschen nicht mehr trägt. Gerade

Denker vom Format eines Bonaventura immer auch den einfach Glaubenden gesehen, der sich in der Gestalt des Ägidius von Assisi offenbart.

Indessen führt der jetzige Papst Franziskus dieses Anliegen weiter – gerade dadurch, dass er sehr pointiert auf die so oft geschmähte Volksfrömmigkeit setzt (was übrigens Papst Benedikt auch getan hat.) Gerade in Formen der Frömmigkeit, die zu Herzen gehen, zum Staunen herausfordern und auf diese Weise froh machen, wird die Grundlage für ein gelingendes und anziehendes christliches Leben gelegt. Mit anderen Worten: Es geht immer darum, die Liebe zu Christus zu entfachen und dadurch innere Freude und Erfüllung zu finden – ein bloßes Nachdenken und Diskutieren, bei dem die Beziehung außen vor bleibt, bringt gar nichts.

Das ist es, was Jesus uns mit seinem Lobpreis der Unmündigen sagen will,



dies war dem Theologen Joseph Ratzinger auch als Papst ein ganz wichtiges Anliegen: Wir müssen die Beziehung zu einem Gott verkündigen, der auf wunderbare Weise Mensch geworden ist, auf wunderbare Weise von den Toten auferstanden ist und auf wunderbare Weise heute in der Eucharistie präsent ist. Wir müssen das nicht nur durch Worte, sondern durch unser Lebenszeugnis verkündigen – durch Ehrfurcht, Freude und Staunen. Ich habe bei Papst Benedikt neben dem großen

und ich bin dankbar dafür, dass die Kirche uns in vielen Zeugen aller Zeiten bis heute – von den Jüngern Jesu über Bruder Ägidius und Bonaventura bis zu den Päpsten Benedikt XVI. und Franziskus – immer wieder daran erinnert. □

¹ Rudolf Bultmann: Neues Testament und Mythologie. 1941, S. 18

² vgl. Rotzetter, Anton/Hug, Elisabeth Klassiker der Meditation, Aegidius von Assisi, Die Weisheit des Einfachen, Benziger-Verlag, 1980, S. 36

Kirchlichen Festtage – verharmlost, sinnentleert und umgedeutet Was tun?

In meiner Pfarreiengemeinschaft besuche ich unter anderem auch die Jugendlichen zu ihrem 18. Geburtstag. Bei einer solchen Gelegenheit, habe ich vor einiger Zeit miterleben können, wie ein Jugendlicher von seinen Freunden ein riesengroßes Geschenk überreicht bekam. Er begann sofort mit dem Auspacken. Doch es kam ein weiterer Geschenkkarton zum Vorschein. In diesem war wiederum eine hübsch eingepackte Geschenkkiste. Das Auspacken zog sich immer länger hin, und bei den Umstehenden stellte sich schon die Frage, ob es denn überhaupt noch einen Inhalt gäbe oder ob das Geschenk vielleicht nur aus Verpackung bestünde.

Eine ähnliche Frage könnte sich dem Beobachter der deutschen Feiertagskultur aufdrängen. Da gibt es sehr viel „Drumherum“, sehr viel Verpackung, sehr viel Brauchtum. Ist da überhaupt noch ein Inhalt erkennbar? Wird nicht vielerorts der Inhalt durch ein allzu üppiges Brauchtum verdeckt oder in einer zunehmend säkularen Gesellschaft auf dieses reduziert?

Vor Ostern warb einmal die Thalia-Buchhandlung in Bonn in ihrem Schaufenster mit dem Slogan „Die schönsten Geschenke fürs Hasenfest“. Aufgrund massiver Proteste von gläubigen Christen musste die Schaufensterdekoration zwar entfernt werden. Doch ist nicht längst das Fest der Auferstehung Jesu Christi zu einem bunten Frühlingfest mit Hasen und Eiern uminterpretiert worden? Ist Weihnachten in un-

serer Gesellschaft für viele Menschen nicht zu einem reinen Familienfest oder Geschenk-Fest mutiert? Die Krippe mit dem Mensch gewordenen Gottessohn wurde ersetzt durch einen Mann mit weißem Rauschebart und roter Zipfelmütze, der auf einem von Rentieren gezogenen Schlitten durch eine Schneelandschaft fährt.

Die rote Zipfelmütze ist mittlerweile übrigens nicht nur zur Pflichtbekleidung auf sogenannten Weihnachtsmärkten geworden. Gelegentlich

ist sie auch als Kopfbedeckung erotisch gekleideter weiblicher Schaufensterpuppen anzutreffen.

Besonders schwer hat es heute das Pfingstfest. Seine Thematik, die Herabkunft des Heiligen Geistes, ist für Fernstehende allzu transzendental und betont zu sehr den Bereich des Himmlischen. Noch dazu liegt der Termin im Frühsommer sehr günstig für Urlaubsreisen, die hier oftmals deutlich günstiger sind als in der Hauptreisezeit im Hochsommer. Will man heute im Religionsunterricht Schüler zur

Mitfeier des Pfingstgottesdienstes oder der Fronleichnamprozession einladen, erhält man nicht selten die Antwort: „Da sind ja Ferien; da sind wir im Urlaub.“ Warum da überhaupt Ferien sind, fragen sich wahrscheinlich weder Kinder noch Eltern. Laut neuester demoskopischer Erhebung wissen drei Viertel aller Deutschen überhaupt nicht, was an Pfingsten gefeiert wird. Bereits im Jahr 2003 nannte Gernot Facius in einem Artikel der Tageszeitung „Die Welt“ Pfingsten „Das fremde Fest“. Hier ist besonders deutlich erkennbar: Wo die Menschen nicht mehr über den Inhalt eines christlichen Festes Bescheid wissen, bleiben die Got-

Das „fremde
Fest“ Pfingsten

Ostern als
Hasenfest?



teshäuser leer, und der Festtag wird zum inhaltsleeren arbeitsfreien Tag, der für Ausflüge oder sonstige Freizeitaktivitäten genutzt wird.

Völlig verloren gegangen sind die vorbereitenden Zeiten und Bußzeiten vor den großen Feiertagen. Weihnachts- und Osterdekorationen sind schon zu Beginn der Adventsbeziehungsweise Fastenzeit anzutreffen, um dann am Festtag selbst entsorgt zu werden. Denn dann ist für viele Menschen das Fest bereits vorbei. Wo Feiertage auf Geschenk-Austausch und Dekoration reduziert und nicht mehr als Begegnung mit dem Herrn Jesus Christus erlebt werden, ist der Wegfall einer notwendigen inneren Vorbereitung dann die logische Konsequenz.

Mit den kirchlichen Feiertagen ereignet sich zurzeit genau das, was sich schon vor einiger Zeit mit unseren Grußformeln ereignet hat. „Grüß Gott“ war noch ein Gruß, der auf den Sinn unseres Lebens und den Geber alles Guten hinwies. Es war letztlich ein Segenswunsch. „Guten Tag“ war immer noch ein von Herzen kommender Wunsch, wenn auch rein innerweltlich. Hier ist schon die vertikale Dimension verloren gegangen und das menschliche Leben horizontal eingeebnet. Wenn aber heute vielerorts nur noch

In der Konsumgesellschaft: Keine Vorbereitung, keine „Stille Zeit“

In der Spaß- und Partygesellschaft: Klamauk statt Ernst

mit „Hallo“ oder „Hi“ begrüßt wird – und dies ist bei der jungen Generation fast ausnahmslos der Fall – werden völlig inhaltsleere Begriffe gebraucht. So wird das Grüßen auf die Wiedergabe von Lauten reduziert.

Dort, wo staatliche Gesetze noch auf den inneren Gehalt christlicher Festtage hinweisen, werden sie von einer weitgehend entchristlichten Gesellschaft immer mehr infrage gestellt. Dies gilt beispielsweise für das Musik- und Tanzverbot am

Karfreitag. Sven Lehmann, der Landesvorsitzende der Grünen in Nordrhein-Westfalen forderte kürzlich dessen Aufhebung. Seine Begründung lautete: „Es kann nicht sein, dass die Minderheit der Leute, die christlichen Glauben aktiv praktiziert, der Mehrheit vorschreibt, wie sie den Tag zu verbringen hat und ihr durch das Verbot bestimmter Veranstaltungen den Abend vermiest.“

Interessanterweise forderte Lehmann nicht, dass der Karfreitag zu einem gewöhnlichen Arbeitstag werden solle. Dann hätte er sicherlich deutlich weniger Zustimmung erhalten. Die Spaß- und Partygesellschaft will also die christlichen Feiertage beibehalten,

sie allerdings von ihrem ursprünglichen Inhalt lösen. Als sinnentleerte Festtage werden sie aber kaum lange bestehen können. Dies scheint vielmehr ein notwendiges Übergangsstadium zu sein, bevor man den vorhandenen Festen einen neuen Inhalt überstülpen kann. Gerade über die Jugendkultur kann eine solche Umdeutung leicht erreicht werden. Für große Teile der Gesellschaft ist dies schon erreicht hinsichtlich des Doppelfestes Allerheiligen / Allerseelen. Bemerkenswerterweise flieht die Spaßgesellschaft als erstes vor einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Frage: Was kommt nach dem Tod? Anstelle des ernsthaften Nachdenkens und des Glaubensbekenntnisses ist bloßer Klamauk getreten,

Symptome der Sinn-Losigkeit

der heute in Halloween-Partys und begleitendem Brauchtum seinen Ausdruck findet. Es fällt auf, dass hier keinerlei Berührungspunkte mit vorchristlichen Religionen bestehen. Die Strategie christlicher Missionare wird hier in umgekehrter Richtung angewandt. Diese verstanden es meisterhaft, heidnische Feste zu übernehmen und mit christlichem Inhalt zu füllen. Heute werden christliche Feiertage in unserer Gesellschaft ausgehöhlt oder mit neuem Inhalt gefüllt, der dann sogar ein heidnischer sein kann.

Doch nicht nur Allerheiligen ist zu Halloween geworden. Ein weiterer Wandel hat sich seit einigen



Jahren in Bezug auf das Fest „Christi Himmelfahrt“ ereignet, das Teile der Gesellschaft nur noch als „Vatertag“ kennen. Selbstverständlich feiert an diesem Tag die gesamte Männerwelt ab der Geschlechtsreife – egal, ob die betreffenden Personen überhaupt Väter sind oder auch nur vorhaben, es jemals zu werden. Den „Vatertag“ feiern dann die meisten auch nicht mit einem Gottesdienst in der Kirche, sondern durch einen Ausflug „ins Grüne“ und nicht selten mit reichlichem Alkoholkonsum.

Auch wenn in anderen Ländern (z. B. Italien, Irland, Portugal) der Josefstag am 19. März als Vatertag begangen wird, gibt es natürlich sehr wohl eine Berechtigung dafür, den Tag, an dem Jesus zu seinem Vater im Himmel auffährt, auch als Vatertag zu begehren. Allerdings darf es nicht sein, dass bei solchen Feiern der Himmel ganz aus dem Blick gerät. Vielleicht zeigt sich gerade an dieser in den vergangenen Jahren erfolgten Umdeutung, welche Gefahr auch für praktizierende Christen besteht. Um kirchliche Feiertage für viele Menschen – insbesondere Fernstehende – zugänglicher zu machen, wird in der Verkündigung nicht selten versucht, die vertikale Dimension zurückzudrängen und die horizontale Dimension verstärkt zu betonen. So gibt es beispielsweise Orte, an denen

Von „Christi Himmelfahrt“ zum feuchtfröhlichen „Vatertag“

der 15. August (Mariä Himmelfahrt) vom „Feiertag der Frau (Maria)“ zum „Feiertag der Frauen“ umgedeutet wurde.

Eine falsche Akzentsetzung in der Verkündigung kann eine solche Umdeutung sehr begünstigen. Wo die Weihnachtsbotschaft beispielsweise auf die Formel „Mach es wie Gott – werde Mensch“ – in Abwandlung auch „Mach es wie Gott – werde Kind“ – verkürzt wird, geschieht Anbiederung und billiges Trachten nach Sympathie, aber keine Verkündigung des christlichen Glaubensgeheimnisses. Auch an Ostern ist es zu wenig, nur davon zu reden, dass die „Sache Jesu“ weitergehen muß. Wo das leere Grab und die Erscheinungen des Auferstandenen entweder ausgeblendet oder gar infrage gestellt werden, bleibt der Kern des Festtagsgeheimnisses außen vor, und der Prediger macht sich mitschuldig an der Verdunstung des Glaubens und an der Sinnentleerung kirchlicher Feiertage, die stets in der Verharmlosung der christlichen Botschaft ihren Anfang nimmt.

Von „Mariä Himmelfahrt“ zum „Tag der Frau“?

Der Münchener Kardinal Reinhard Marx hat bei der Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe die Frage

gestellt: „Kann es sein, dass ein Teil der Krise unseres kirchlichen Lebens auch darin besteht, dass unsere Rede von Gott und unsere Rede zu Gott manchmal zu verharmlosend, zu kitschig, zu banal, zu kleinkariert, zu sentimental und gedanklich anspruchslos war und ist?“ Diese Frage sollte uns zu ernsthafter Gewissenserforschung dienen.

Noch desaströser sieht es sicherlich in der evangelischen Kirche aus, wobei jedoch erkennbar ist, dass sich die katholische Kirche immer mehr in dieselbe Richtung entwickelt. Eine sehr treffende Analyse lieferte im Anschluss an den Evangelischen Kirchentag im Juni 2011 der Journalist Jan

Unsere Rede von Gott: nicht selten verharmlosend, sentimental, anspruchslos

Fleischhauer im Nachrichtenmagazin SPIEGEL. „Die evangelische Kirche scheint fest entschlossen, die Verharmlosung der Religion (...) weiterzutreiben“, schreibt Fleischhauer. Die Erodierung des Glaubens sei eine Folge der „Verschiebung des Erlösungshorizonts, der sich ganz aufs Heute richtet“. „Die Folgen der Selbstsäkularisierung sind heute an vielen Gottesdiensten ablesbar. Kaum ein Pastor traut sich noch, ungeniert von Himmel und Hölle zu sprechen, und wenn, dann ist das nur allegorisch gemeint, wie er sich hinzuzufügen beeilt. Stattdessen findet sich in jeder guten Sonntagspredigt die Litanei über den Kriegstreiber



Amerika, die Schrecken der Globalisierung, das Elend der Hartz-IV-Empfänger.“

Auch Benedikt XVI. spricht von einer „Selbstsäkularisierung vieler christlicher Gemeinden“. Im September 2009 sagte er zu einer Gruppe von Bischöfen beim Ad-limina-Besuch: „In der Hoffnung, jene zu Frieden zu stellen, die nicht da waren, haben sie (die Gemeinden) viele von denen weggehen sehen, getäuscht und enttäuscht, die sie hatten: wenn unsere Zeitgenossen zu uns kommen, wollen sie das sehen, was man sonst nirgendwo sieht, das heißt die Freude und die Hoffnung, die der Tatsache entgegenwachsen, dass wir mit dem auferstandenen Herrn sind.“

Der österreichische katholische Philosoph und Publizist Erik von Kuehnelt-Leddihn (1909 – 1999) hat ein anderes eindrückliches Bild geprägt: „Der Geruch der leeren Flasche“. Unter diesem Titel hat er bereits im Oktober 1945 einen Essay in der amerikanischen Zeitschrift „The Catholic World“ veröffentlicht (Wiederabdruck in: Erik von Kuehnelt-Leddihn, „Kirche kontra Zeitgeist“, Leopold-Stocker-Verlag, 1997). Schon damals hatte er den Eindruck, dass das Christentum zur leeren Flasche geworden ist. Vom Getränk, mit dem diese Flasche

Selbst-Säkularisierung mutloser Gemeinden

Leben vom „Geruch der leeren Flasche“?

einmal gefüllt war, ist lediglich ein schwacher Geruch übrig geblieben. „Was aber ist mit dem Inhalt geschehen? Das lebenspendende Getränk wurde nicht nachgefüllt, sondern verdünnt, verwässert, dem Geist der Zeit angepasst und den schwachen Mägen der vielen mundgerecht gemacht, bis nur mehr ein leiser Duft an den ursprünglichen Inhalt erinnert. Noch gibt es aber die Flasche und auch Menschen, die ihren Geruch erkennen. An uns, die wir von der Kellerei wissen, ist es, sie wieder zu füllen.“ Schon Kuehnelt-Leddihn vertrat die Auffassung, dass ein Christentum, das seine Fundamente aufgegeben hat, nichts als ein moralistisch verbrämtes Heidentum ist. Ein solches besitzt aber keine Ausstrahlungskraft und hat daher auch keine Zukunft.

Wenn wir heute vielerorts ein Brauchtum ohne Inhalt erleben, ist die Versuchung groß, das Brauchtum als unnötigen Ballast abzuwerfen und sich dann auf den Kern des kirchlichen Festes zu konzentrieren, der schließlich im Gottesdienst gefeiert wird. Das ist die Versuchung des Purismus. So zog sich im Jahr 1968 (!) eine Jugendgruppe mit ihrem Kaplan auf eine

Berghütte zurück, wo sie das reine, unverdorbenes Weihnachtsfest feiern wollten – ganz ohne Kommerz und Geschäftigkeit. Auf den ersten Blick ist dies eine edel anmutende Gesinnung. Doch was ist das schönste Fest ohne den entsprechenden Rahmen? Oder um mein eingangs erwähntes Erlebnis bei einem 18. Geburtstag noch einmal aufzugreifen: Was ist das schönste Geschenk, wenn es nicht auch in einer ansprechenden und dem Inhalt angemessenen Verpackung überreicht wird? Die Verpackung ohne Inhalt wäre nichts. Auch der vorhin genannte Jugendliche hat schließlich doch noch ein Geschenk erhalten. Aber auch

Sitten und Gebräuche: Chancen zur Neu-Evangelisierung

der Inhalt ohne Verpackung wäre nichts. Gerade weil die Christen an den Mensch gewordenen Gott glauben, ist für sie die menschliche Art zu feiern mit allen Riten und Gebräuchen, so menschlich sie auch sein mögen, gerade die Art und Weise, sich eben diesem Gott zu nähern und das Glaubensgeheimnis der Inkarnation zu fassen. Dieses Argument hat niemand so großartig und variantenreich entfaltet wie der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874 – 1936), der in unzähligen Essays die „Feinde der Weihnacht“ attackierte, zu denen er nicht nur die Egoisten, sondern auch die Rationalisten und die Modernisten zählte.



Das Weihnachtsfest ist vielleicht das Fest, das am meisten verkitscht und vermarktet wird. Doch das Weihnachtsfest ist auch das Fest, zu dem sich in langer Tradition die meisten Bräuche entwickelt haben. Keine andere Religion kennt einen Gott, der Mensch geworden ist und unser Erdendasein geteilt hat. Wenn Gott also die ganze Welt mit seiner Gegenwart erfüllen wollte, dann muss diese Wahrheit auch alle Bereiche des menschlichen Lebens durchdringen. Daher entstanden viele Bräuche – und auch Missbräuche.

Jeder Brauch verweist auf das Zentrum des jeweiligen Glaubensgeheimnisses. Dieses gilt es wieder frei zu legen. Und wenn die jeweiligen Bräuche in allen Lebensbereichen auch in der Öffentlichkeit anzutreffen sind, dann ist dies eine große Chance. Die Christen haben schließlich vom Herrn Jesus Christus selbst den Auftrag erhalten, das Evangelium in die ganze Welt hinauszutragen. Wo Bräuche und Traditionen abgeschafft werden, geht immer auch eine großartige Möglichkeit verloren, die Botschaft des Glaubens auch in einer manchmal glaubensfeindlichen Umwelt präsent zu halten und die Menschen mit dem christlichen Glauben zu konfrontieren. Dazu müssen die alten Bräuche allerdings nicht nur gepflegt, sondern auch erklärt werden.

Durch das Denken von Karl Rahner (1904 – 1984) wurde in der Theologie die sogenannte „anthropologische Wende“ eingeleitet. Er wollte die damalige Theologie, die zum intellektuellen Gedankenspiel zu erstarren drohte, auf den Menschen hin öffnen und die Bedeutung der Heilsgeheimnisse für unser konkretes Leben stärker betonen. Heute besteht eindeutig die gegenteilige Gefahr: dass nämlich der Mensch in seinem Denken nur noch um sich selbst kreist und schließlich sich selbst feiert. Nicht der Mensch sondern der dreipersonale Gott ist aus dem Blick geraten.

Das Kirchenjahr – auch liturgisches Jahr genannt – ist „das feiernde Gedächtnis der Heilstaten Gottes in Jesus Christus im Ablauf eines Jahreskreises“ (Adolf Adam). Die Feier des Kirchenjahres muss wieder zum Ausdruck einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus werden. Wem eine bestimmte Person sehr viel bedeutet, der pflegt auch entsprechende Gedenktage im Leben dieser Person. Wenn man dann sogar gemeinsam mit dieser Person bestimmte Erlebnisse hatte, wird man sich diese immer wieder ins Gedächtnis rufen, insbesondere an den betreffenden Jahrestagen. Nun hat aber Jesus bei seinem

gesamten Heilswirken auch einen jeden von uns persönlich im Blick gehabt. Wie könnten wir daher diverse Feiertage einfach verstreichen lassen, ohne uns ihm zuzuwenden und ihm Lob und Dank zu sagen?

Gedenken ist daher immer auch mit danken verbunden.

Die zahlreichen Bräuche bieten einen Anknüpfungspunkt, um mit Nichtchristen über die zentralen Glaubensgeheimnisse ins Gespräch zu kommen. Dabei muss dann allerdings der jeweilige Kern freigelegt werden. Gerade hierbei wird deutlich, dass das Heilsangebot Gottes alle Menschen und Zeiten umfasst, also universal ist. Der christliche Verkündigungsauftrag erstreckt sich daher nicht nur auf die Bischöfe, Priester und Religionslehrer, sondern auf die gesamte Kirche als Volk Gottes. Wir alle sind aufgerufen, den christlichen Glauben an unsere Kinder und Enkel, aber auch an unsere Nachbarn und andere Menschen in unserer Gesellschaft weiterzugeben.

Dies geschieht nicht nur durch Worte, sondern ebenso durch das Feiern der Glaubensgeheimnisse im kirchlichen Gottesdienst sowie durch

die Pflege christlichen Brauchtums, die zwischen beiden die Brücke darstellt.

Aus den bisherigen Überlegungen ist bereits deutlich geworden: Die

Chancen: Die Feier des Kirchenjahres

Bräuche nicht nur pflegen, auch erklären

Brauchtum als Brücke



Feier eines bestimmten Glaubensgeheimnisses ist nicht nur ein dankendes Rückwärtsschauen. Sie hat auch eine Bedeutung für mich heute. Denn indem ich feiere – im Gottesdienst oder auch in kulturellen Bräuchen, deren Inhalt mir gegenwärtig ist – werde ich enger mit Christus verbunden und mein Glaube, der in dieser Welt grundsätzlich gefährdet ist, wird gestärkt.

Schließlich hat das Kirchenjahr auch noch eine eschatologische Dimension. Jedes kirchliche Fest ist auch ein Schauen in die Zukunft. Wir antizipieren die Feier ohne Ende, die anbrechen wird, sobald der Herr wiederkommt und uns das Heil in seiner ganzen Fülle schenken wird. Feiern ist also immer auch ein Ausschauhhalten nach dem wiederkehrenden Christus und daher eine persönliche Vorbereitung auf diesen jüngsten Tag. In einer Zeit fortschreitender Säkularisierung und weitverbreiteter Ignoranz gegenüber den christlichen Glaubensinhalten haben alle, die noch am kirchlichen Leben teilnehmen, die dringende Verpflichtung, durch der Feier des Kirchenjahres sich Christus selbst inniger zu verbinden und sich mit den jeweiligen Glaubensinhalten vertraut zu machen. Nur so können kirchliche Feiertage wieder das werden, was sie einmal waren: wichtige Meilensteine einer persönlichen Christus-Beziehung und daher eine

Ausblick auf die
Feier ohne Ende

Quelle der Liebe und der Hoffnung für unser Leben.

„Halte Ordnung und die Ordnung wird dich erhalten.“ Dieser Ausspruch des heiligen Thomas von Aquin lässt sich sehr gut auf das Kirchenjahr übertragen. Das Kirchenjahr ist eine Ordnung der Mysterien unseres Glaubens. Wer es in rechter Weise mitfeiert, in dessen Leben wird Ordnung einziehen und er selbst wird dadurch auch im Glauben gehalten werden. Auf diese Weise geschieht Heiligung des Alltags.

Das Bemerkenswerte ist: Es gibt keine leeren Zeiten. Der Ablauf des Tages, der Woche, des Monats und des Jahres konfrontiert uns immer neu mit den zentralen christlichen Glaubensgeheimnissen: Dreimal täglich rufen die Glocken zum Angelusgebet, und wir gedenken der Menschwerdung Gottes. Siebenmal am Tag ziehen sich Priester und Ordensleute zurück zum Stundengebet, um so den gesamten Tag zu heiligen. Täglich gedenkt die Kirche um 15 Uhr der Todesstunde des Herrn. Allabendlich ergeht ein Gruß an Maria, unsere himmlische Mutter.

Die Woche spiegelt das Kirchenjahr im Kleinen wieder, wenn der Christ sich am Donnerstag die Feier

des letzten Abendmahls und das Gebet Jesu am Ölberg vergegenwärtigt. Hier würde es sich anbieten, Eucharistische Anbetung zu halten. Der Freitag ist der Todestag des Herrn, und das Gedächtnis an dieses Ereignis darf nicht verdunkelt werden.

„Halte Ordnung,
und die Ordnung
wird dich erhalten“

Bis zur Liturgiereform war an diesem Tag der Verzicht auf Fleisch und Wurst geboten. In der jetzt erweiterten Form des Freitagsgebots heißt es schlicht, der Christ solle an diesem Tag ein „spürbares Opfer“ bringen. Leider ist mit dieser Neuformulierung das gemeinsame Zeichen der Glaubenden in der Öffentlichkeit verloren gegangen. Auch haben viele die neue Fassung als eine Aufhebung des Freitagsgebots verstanden, was aber gerade nicht beabsichtigt war. Hier gilt es, durch ein persönliches Zeugnis in der Öffentlichkeit verlorenes Terrain wiederzugewinnen.

Der Samstag ist nicht nur der Tag der Grabesruhe Jesu sondern ebenfalls der Tag Mariens, die auch im tiefsten Leid glaubend und hoffend ausharrt. Auch ist Maria diejenige, durch die Jesus Christus zu uns Menschen gelangt ist und daher auch diejenige, durch die wir zu Christus gelangen. Sie verweist uns stets auf ihren Sohn und führt uns ihm zu. Daher ist es eine gute Vorbereitung auf den Tag des Herrn, wenn wir den Samstag als Gedenk-

Chancen: In der
Woche ...



tag Mariens begehen. Leider ist durch die Einführung der Vorabendmesse vielerorts die Marienmesse am Samstagmorgen verschwunden. Pfarrer und andere Verantwortliche dürfen sich durchaus selbstkritisch fragen, ob wir nicht vieles vorschnell aufgegeben haben und dadurch den Säkularisierungsprozess beschleunigt haben. Auch die Frage, wie hier eine Kurskorrektur geschehen kann, sollte sich jeder für den Bereich, für den er Verantwortung trägt, stellen.

Der Höhepunkt der Woche ist schließlich der Sonntag als Tag der Auferstehung Christi. Der Besuch der Sonntagsmesse bleibt der wichtigste Punkt im wöchentlichen Leben eines Katholiken. Er darf nicht leichtfertig unterlassen werden. Dieser Aspekt gehört unbedingt auch in alle sich im Gebrauch befindenden Gewissenspiegel. Doch der Sonntag besteht nicht nur aus dem Gottesdienstbesuch. Es bleibt die Frage, wie wir den Rest dieses Tages gestalten. Wer die Brötchen am Sonntagmorgen beim Bäcker kauft, sollte sich vor Augen stellen, dass er damit die Aushöhlung der Sonntagsruhe weiter fördert. Nicht nebensächlich ist auch die Frage der Kleidung. Durch eine festtägliche Kleidung kann ich auch in der Öffentlichkeit zeigen, was mir dieser Tag bedeutet.

Der Ablauf des Monats bietet ebenso zahlreiche Gelegenheiten, mein Glaubensleben zu intensivieren. Da ist das monatliche Triduum von Priesterdonnerstag, Herz-Jesu-Freitag und Herz-Mariä-Samstag.

Traditionellerweise sind diese Tage verbunden mit dem Gebet um Priesterberufungen, der Spendung der Krankenkommunion, aber eben-

so auch mit dem Empfang des Bußsakramentes. Schön, wenn wir immer wieder daran erinnert werden!

In vielen Pfarreien wird am 13. eines jeden Monats auch das Gedenken an die Erscheinungen der Muttergottes in Fatima lebendig gehalten. Der Gedanke der Sühne sowie das Gebet um die Bekehrung der Sünder ist ein immer noch aktuelles Anliegen. Ebenso unterstreicht Maria bei ihren Erscheinungen den großen Wert des Rosenkranzgebetes.

Der Blick auf den Wochen- und auf den Monatsverlauf zeigt, wie viele Möglichkeiten es gibt, das religiöse Leben einer Pfarrgemeinde oder einer Familie mit neuem Leben zu füllen. Hierbei zeigen sich schon erstaunliche Früchte, wenn auch nur ein oder zwei Punkte herausgegriffen werden und dadurch das Glaubensleben neuen Elan erhält. Vor allem muss der Versuchung widerstanden

werden, immer weitere Abstriche zu machen und dadurch den Trend der Nivellierung des Glaubens noch zu beschleunigen. Ein wichtiger Grundsatz in der Seelsorge und im Glaubensleben jedes Einzelnen lautet daher: Es darf nie etwas abgeschafft werden, wenn es nicht durch etwas Besseres ersetzt wird!

Im Blick auf den Jahresverlauf sehen wir drei Feste, denen in Deutschland dadurch ein besonderes Gewicht verliehen wird, dass sie sich als sogenannte Doppel-Feiertage auf zwei Kalendertage ausdehnen: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Sie werden sich in den nächsten

Jahren nur dann in dieser Form halten können, wenn sie auch von den Gläubigen gebührend geschätzt werden und in angemessener Weise

begangen werden – was natürlich den Besuch der heiligen Messe auch am zweiten Feiertag einschließt. Die Abschaffung des Pfingstmontags war in den vergangenen Jahren immer wieder in der Diskussion. Zur Finanzierung der Pflegeversicherung wurde dann aber nicht dieser, sondern der Buß- und Bettag abgeschafft. Der Grund hierfür liegt sicherlich unter anderem auch in der gegenüber den Katholiken wesentlich schwächeren Kirchenbindung der Protestanten. Das heißt aber auch: Wenn die Katholiken nach protestantischem Vorbild eine Subjektivierung und Individualisie-

Chancen: Am Sonntag ...

Doppelfeiertage bleiben, wenn ...

Chancen: Im Verlauf des Monats ...



rung des Glaubens und damit auch der kirchlichen Feiertage weiter vorantreiben, müssen sie sich nicht wundern, wenn diese als staatlich geschützte, arbeitsfreie Tage nach und nach wegfallen.

Zwei Feiertage, Christi Himmelfahrt und Fronleichnam, fallen immer auf einen Donnerstag und sind daher in besonderer Weise bedroht, durch einen sogenannten Brückentag auf einen Auftakt zum „verlängerten Wochenende“ reduziert zu werden. Hier stellt sich für den Christen die Frage: Welchen Wert haben diese Festtage mit ihrem traditionsreichen kirchlichen Brauchtum für mein Leben? Spielt diese Wertschätzung auch eine Rolle bei meiner Urlaubsplanung?

Wie bereits aufgezeigt, ist gerade die Begrifflichkeit das Einfallstor zur Aushöhlung und Umdeutung kirchlicher Feiertage. Es sollte daher auch darauf geachtet werden, dass an Fronleichnam von „Prozession“ und nicht von „Umzug“ gesprochen wird. Sonst droht christliches Brauchtum – und in diesem Falle sogar das kostbarste Gut unseres Glaubens, die heilige Eucharistie – auf die Ebene von Folklore herabgestuft zu werden.

Ähnliches gilt auch für die Feier des Martinstags, die heute weitgehend in Kooperation mit den örtlichen Kindergärten erfolgt. Eine Herausforderung stellen hier die zahlenmäßig immer mehr zunehmenden moslemi-

schen Kinder da. Selbstverständlich dürfen auch diese zur Martinsfeier kommen. Hier darf ihnen aber nicht die Person des katholischen Heiligen vorenthalten werden. Auch darf dieser Heilige nicht auf einen Gutmenschen reduziert werden, der uns lediglich das Teilen lehrt. Der heilige Martin hat sein Leben für Christus eingesetzt als Priester und Bischof, und er hat diesen Christus allen Menschen verkündet. Das darf auch heute nicht verschwiegen werden.

Kirchliche Festtage – das ist ein Faktum – werden verharmlost, sinnentleert und umgedeutet. Für vieles trägt eine immer stärker entchristlichte Gesellschaft die Verantwortung. Und doch haben praktizierende Katholiken diese Entwicklung durch eine falsche Akzentsetzung in der Verkündigung und in der Glaubenspraxis noch begünstigt. Wir werden die Entwicklung nicht aufhalten können, doch wir müssen mit vereinten Kräften gegensteuern. Meistens verläuft die Entwicklung in drei Stufen: von der Verharmlosung über die inhaltliche

Leere hin zur Umdeutung, bei der dann Zeitgeistliches, Säkulares und Heidnisches gleichermaßen willkommen ist. Am bes-

ten kann die Entwicklung gebremst werden, wenn gleich der erste Schritt verhindert wird, wenn also die Heilsergebnisse unseres Glaubens wieder in ihrer ganzen Tragweite dem Menschen von heute zugemutet werden. So ist Katholizität in ihrer ursprünglichen Bedeutung gefordert. Der Glaube muss wieder in

seiner ganzen Fülle verkündet werden. Das reichhaltige Brauchtum an unseren kirchlichen Festtagen, stellt eine gute Möglichkeit dar, den Glauben in einer vielfach entchristlichten Öffentlichkeit neu zu thematisieren.

Papst Benedikt XVI. warnte immer wieder vor einer „nach dem II. Vatikanischen Konzil entstandenen Tendenz, innerhalb derer einige die Öffnung zur Welt nicht als eine Erfordernis des missionarischen Eifers des Herzens Christi interpretiert haben, sondern als einen Übergang zur Säkularisierung.“

Der legendäre Ruf Papst Johannes XXIII., die Fenster der Kirche weit aufzureißen, muss ebenso an die Gläubigen unserer Tage gerichtet werden. Doch nicht der „Geist der Welt“ soll in die Kirche einziehen, sondern die christliche Botschaft soll in die ganze Welt hinausgetragen werden. Dies geschieht gerade auch durch unsere wieder ernst genommene katholische Feiertagskultur. □

Mit vereinten Kräften
gegensteuern

„Fenster zur
Welt öffnen“ –
aber wozu?

Der hl. Martin:
nicht nur teilen-
der Gutmensch



Ich habe die Kirche radikal abgelehnt

Mein Weg zum katholischen Glauben

1. Ausgangsposition

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, beginnt vor ca. neun Jahren.

Doch bevor ich beginne, möchte ich Ihnen ein paar Eckdaten zu meiner damaligen persönlichen Situation benennen.

Familiär war meine Ausgangsposition eine sog. Patchwork-Familie.

Ich selbst hatte eine Tochter aus einer früheren Beziehung, die aber nicht bei mir lebte, die ich aber regelmäßig sah; zivil verheiratet war ich mit einer geschiedenen Frau, die ihrerseits zwei Töchter mit in die Zivilehe brachte.



Der Verfasser, ist Diplomingenieur (TU) Bergbauwissenschaften, Gesellschafter, Prokurist, Leitung der Abteilung Immobilien und Eisenbahn Consulting, Leitung der Abteilung CAD und Geographische Informations-Systeme

Diese familiäre Konstellation war nicht immer ohne Komplikationen, wie man sich vorstellen kann.

Beruflich – ich betreibe als Mitgesellschafter seit 20 Jahren ein Ingenieurbüro in der Nähe von München – war ich eher der egoistische, gefühlsarme Macher, dem es vor allem ums Geldverdienen ging. Mein Ziel war, möglichst mit 40 Millionär zu sein und dann irgendwann ein schönes Leben mit wenig Arbeit und viel Spaß zu haben. Weitere Ziele hatte ich nicht.

Was den Glauben und die Kirche angeht, war ich zwar katholisch getauft und auch zur Erstkommunion gegangen, aber das waren nur Äußerlichkeiten, die man von Seiten meiner Eltern halt so machte, damit meine Oma nicht enttäuscht war.

Meine Eltern gehören zur 68er Generation; sie waren und sind immer noch Atheisten.

Ich selbst war 1995 aus der Kirche ausgetreten, weil ich nicht einsah, für etwas, das mir damals zuwider war, auch noch Geld zu bezahlen.

2. Der Ruf und der Weg zur Wahrheit

Im Jahre 2002 habe ich zufällig einen Film gesehen: „Das Jesus-Video“, ein Science-Fiction-Thriller, eigentlich nichts Besonderes.

Jemand schenkte mir das dem Film zugrundeliegende Buch, und da gab es diese Szene am Schluss: Da beschreibt die Hauptfigur den Blick Jesu beim letzten Abendmahl.

Bei dieser Beschreibung bin ich in Tränen ausgebrochen, ich hatte zuletzt als Kind geweint.

Die Szene ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

So begann ich, mich auf wissenschaftlichem Wege mit dem historischen Jesus zu beschäftigen. Das hat mich aber nicht wirklich weiter gebracht.

Ein Mitarbeiter aus unserer Firma, von dem ich wusste, dass er vor einigen Jahren zum Glauben gefunden hatte, riet mir, die Evangelien zu lesen.

Ich fand sie interessant, aber auch nicht mehr.

Nachdem ich ihm dies mitgeteilt hatte, meinte er, ich solle es mit den Schriften einer Mystikerin versuchen: Maria Valtorta. Das empfohlene Werk hieß „Der Gottmensch“.

Ich habe mich in kleinen Portionen (immer nur ein paar Seiten) durch den ersten Band gequält. Abends, beim Joggen habe ich dann nachgedacht über das, was ich da am letzten Abend gelesen hatte.

Die erste Zeit des Lesens war – wie schon gesagt – eine Qual, alles was ich da las widersprach diametral dem, was ich bisher für gut und richtig hielt, alles dies sollte jetzt plötzlich falsch sein, mein Ich begehrte förmlich auf gegen das was ich da las.

Nachdem ich ca. die Hälfte des ersten Bandes gelesen hatte, kam es durch zwei unerwartete Erlebnisse zu einer plötzlichen Veränderung der Situation.

Beim ersten Erlebnis lag ich an einem frühen Morgen (es war noch dunkel) im Bett, war aber schon wach, da hatte ich eine traumartige Erscheinung.

In dieser Erscheinung sah ich, wie sich über einem Baum etwas wie eine weiße Wolke bildete, und aus dieser weißen Wolke kristallisierte sich ein weiß gekleidetes Frauenbildnis heraus, sie stand sozusagen mit den Füßen auf der Wolke.

Diese „weiße Frau“ (so habe ich sie genannt) schaute mich einfach an. Dieses Bild, so schien es mir zumindest, blieb einige Minuten vor meinen Augen stehen. Als es verschwunden war, sprang ich auf, war bis ins Innerste erschüttert und wusste: Das war kein Traum.

Allerdings hatte ich nur eine entfernte Ahnung, um was es sich bei dieser seltsamen Erscheinung gehandelt haben könnte. Was oder besser wen ich da gesehen hatte, erkannte ich erst Jahre später, als ich in Medjugorje vor der Marienstatue auf dem Platz vor der Wallfahrtskirche stand und die „weiße Frau“ wiedererkannte.

Kurz nach dem eben Geschilderten hatte ich ein zweites Erlebnis. Bei einem meiner abendlichen Läufe wurde mir von einem Moment zum nächsten (ich erlebte es, als sei eine Tür in mir geöffnet worden) eine völlig neue Sichtweise geschenkt,

das vollkommene Verstehen des Gelesenen (1. Band Maria Valtorta). Ich wusste plötzlich aus tiefstem Herzen: Das ist die Wahrheit.

So las ich nun mit wachsender Begeisterung weiter einen Band nach dem anderen und durfte so die Schule der Apostel in den Jahren des öffentlichen Wirkens Jesu in ca. zwei Jahren Lesezeit miterleben. Für mich war der Inhalt des Werkes absolut authentisch.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich seit meiner Erstkommunion kein Kreuzzeichen mehr gemacht, ganz zu schweigen davon, dass ich gebetet hätte.

Mein schon genannter gläubiger Mitarbeiter, der inzwischen fast so etwas wie ein Wegbegleiter in Glaubensdingen geworden war, wies mich deswegen darauf hin, mich nicht nur auf das passive Konsumieren des genannten mystischen Werkes zu beschränken, sondern den Heiligen Geist zu bitten, mich zu führen und mich beten zu lehren.

Ich weiß noch, wie ich es bei meinem nächsten Lauf über die Felder das erste Mal versucht habe. Ich habe ein Kreuzzeichen gemacht und dann ganz vorsichtig gesagt: „Heiliger Geist, ich bitte Dich, zeig mir den Weg, hilf mir zu beten“.

Ich konnte ja nicht einmal das „Vater Unser“ auswendig. So lernte ich erst

einmal das „Vater Unser“ zu beten. Bei meinen Läufen rief ich immer erst den Heiligen Geist an, dass er mich führe, dann betete ich das „Vater Unser“, und anschließend sprach ich dann mit Gott über alles, was mir so zu den Glaubensdingen durch den Kopf ging.

Nach einer weiteren Zeit, in der ich bei meinen Läufen mehr in das Gebet hineinwuchs, fragte mich mein Wegbegleiter, ob ich nicht zu einem Vortrag über Medjugorje mitgehen wollte.

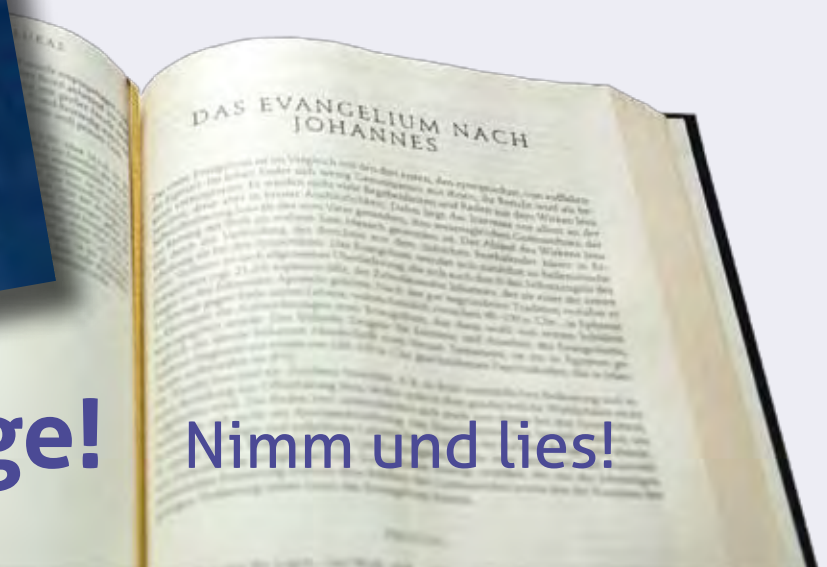
Vor dem Vortrag, der in einer Augsburger Kirche stattfand, wurde ein Rosenkranz gebetet und anschließend gab es eine hl. Messe.

Ich habe zwar nicht so richtig verstanden, was in der Messe abließ, reihte mich aber zum Kommunionempfang brav in die Reihe ein und machte alles nach, was die anderen auch machten.

3. Der Weg in die Kirche

Seit dieser hl. Messe Ende 2003 fehlte ich bei keiner Sonntagsmesse mehr. Allerdings war es mir anfangs immer noch peinlich, dabei gesehen zu werden; so ging ich nicht in unserer Gemeinde, sondern in München in die Messe.

Auch den beim Vortrag gehörten Rosenkranz betete ich von nun an bei jedem meiner abendlichen Läufe.



Tolle-lege!

Nimm und lies!



Das Antlitz auf dem Grabtuch von Turin – Fotografisches Negativ. Von Mitte April bis 16. August 2015 soll das Grabtuch in einer Seitenkapelle des Domes zu Turin erstmals seit fünf Jahren wieder ausgestellt werden. Dann will auch der Papst das Tuch aufsuchen, wenn er aus Anlass des 200. Geburtstages des hl. Don Bosco in Turin weilt.

Durch ein von meinem Wegbegleiter vermitteltes Gespräch mit einem alten Pater in Österreich, das einen ganzen Tag dauerte, wurden mir erst einmal die Zusammenhänge klar. Dass ich nicht einfach so zur Kommunion gehen konnte ohne der katholischen Kirche anzugehören und ohne zu beichten und schon gar nicht als einer, der mit einer Geschiedenen zusammenlebte.

So verzichtete ich von nun an auf den Sakramentenempfang und empfing nur noch die geistige Kommunion, was entgegen meiner ersten Erwartung intensiver war, als die hl. Kommunionen, die ich vorher unberechtigterweise, aber ohne Unrechtsbewusstsein empfangen hatte.

Gleichzeitig meldete ich mich in meiner Pfarrei und bat in einem Gespräch um Wiederaufnahme in die katholische Kirche.

Wenige Monate später wurde ich mit dem Hinweis des Ordinariates wieder aufgenommen, dass ich nicht berechtigt sei, die Eucharistie zu empfangen, da ich mit einer geschiedenen Frau zusammenlebte.

Der mir gegenüber sitzende Priester sagte mir aber mit wohlmeinender Miene, so genau würde er es damit nicht nehmen, man kenne sich ja, und da würde sich schon ein Weg finden.

Ich teilte ihm freundlich aber bestimmt mit, dass, wenn dieses Schreiben mir den Sakramentenempfang nicht untersagen würde, diese Kirche nicht meine Kirche wäre, denn mir war klar, dass ich in einem Zustand des permanenten Ehebruchs lebte.

Auch weitere Gespräche mit Angehörigen unserer Pfarrei, von denen ich mir erhoffte, dass ich von ihren jahre- bis jahrzehntelangen Erfahrungen als katholische Christen profitieren könnte, ließen mich mit einem Gefühl der Verwunderung zurück.

Ich musste feststellen, dass einige dieser katholischen Menschen von starken Zweifeln ihrem Glauben gegenüber geplagt waren, dass andere grundlegende Bestandteile der Lehre als Humbug oder als Relikte aus vergangenen Zeiten zurückwiesen.

Sie schienen nicht zu bemerken, dass, wenn man einem Gebäude das

Fundament entzieht, es unweigerlich einstürzen muss.

Wiederum andere wussten von der Lehre ihrer Kirche buchstäblich nichts; ich stand vor einem Abgrund.

Gott sei Dank war mein Glaubensfundament durch die zwei Jahre Lesen bzw. „Leben“ mit dem „Gottmenschen“ von Maria Valtorta so fest, dass es durch diese Erlebnisse nicht erschüttert wurde.

Bei einem Gespräch mit dem Pfarrer legten wir dann auch ein Datum für meine Firmung fest. Ich sollte im Frühjahr 2004 vom Weihbischof gefirmt werden.

Im Vorfeld meiner Firmung traf ich bei einem anderen Anlass den Weihbischof, der mich firmen würde. Er sah im Kommunionempfang bei meiner Firmung trotz meiner Lebenssituation kein Problem, verwies mich allerdings letztlich auf mein Gewissen, was mir nicht wirklich weiterhalf.

So suchte ich wieder Kontakt zu dem schon genannten alten Pater in Österreich.

Nach einem langen Gespräch, bei dem er erkannte, wie groß meine Sehnsucht nach dem Empfang der hl. Kommunion war, „erlaubte“ er mir nach einer ersten Lebensbeichte, die ich bei ihm ablegte und nach der Zusage, bis zum Firmetermin enthalten zu leben, im Rahmen der hl. Messe bei der ich gefirmt werden sollte, ein einziges Mal die hl. Kommunion zu empfangen.

Diese hl. Kommunion war ein großes Erlebnis. Meine Frau sagte mir danach, ich hätte gestrahlt wie ein Honigkuchenpferd und ich hätte regelrecht geleuchtet zwischen all den jugendlichen Firmlingen.

4. Ordnung schaffen im Leben

Der einmalige Empfang der heiligen Kommunion zeigte mir ganz klar, dass meine Lebenssituation nicht so bleiben konnte, wie sie war.

So begaben meine Frau und ich uns auf den langen steinigen Weg eines Eheverfahrens, in dessen Verlauf die vor 30 Jahren geschlossene und nach relativ kurzer Zeit wieder ge-

scheiterte Ehe meiner Frau auf ihre Gültigkeit untersucht werden sollte.

Für meine Frau war dieser Weg sehr schmerzhaft, weil viele alte Wunden, die vermeintlich schon geheilt waren, wieder aufgerissen wurden.

Das Verfahren in der ersten Diözese, das nach ca. zwei Jahren entgegen allen Erwartungen mit einem positiven Urteil endete, wurde in der zweiten Diözese nicht bestätigt, so dass das gesamte Verfahren noch einmal aufgerollt wurde, was noch einmal eineinhalb Jahre benötigte.

Auf die näheren Umstände des Verfahrens möchte ich hier nicht weiter eingehen.

Erzählen möchte ich nur davon, dass wir uns kurz nach Beginn des Verfahrens (wir ahnten damals nicht, wie lang es dauern würde) auf Anraten eines sehr gläubigen Mannes, dem wir unser Leiden über den Verzicht auf den Sakramentenempfang geschildert hatten, entschlossen, bis zum endgültigen Urteil wie Bruder und Schwester zu leben, das heißt enthaltsam.

Nach Rücksprache mit dem Ordinariat durften wir dann auch die Sakramente empfangen.

Es war der erste große Schritt, Ordnung in unser Leben zu bringen.

Der Verzicht, den wir übten, und der regelmäßige Sakramentenempfang führten dazu, dass uns große Gnaden zuteil wurden, unser Gebets- und Glaubensleben explodierte förmlich.

Erwähnen möchte ich nur eine kurze Geschichte in diesem Zusammenhang.

Im Rahmen einer einwöchigen Italienwallfahrt, die mich auch nach Rom führte, ermöglichte mir der begleitende Priester, der meine Begeisterung für Reliquien bemerkt hatte, im Generalat eines Ordens Heiligenreliquien zu bekommen.

Neben einem wunderbaren Reliquienkreuz war dies auch eine einzelne „ex corpore“ Heiligenreliquie.

Wieder zuhause angekommen, bekam die kleine Reliquie einen Platz neben dem Kreuz und der Marienstatue auf der Kommode in unserem Schlafzimmer.

Viele Priester hatten uns bei unseren Beichten immer wieder darauf hingewiesen, dass die Enthaltbarkeit nur schwierig zu leben sei, wenn man

Die heilige Maria Goretti (Foto aus dem Waisenhaus Nettuno)



nicht in getrennten Zimmern schlafen, aber das war nicht unser Weg.

Ca. drei Monate, nachdem die Reliquie ihren Platz in unserem Schlafzimmer gefunden hatte, schoss mir beim Aufwachen ein Gedanke durch den Kopf.

Wir hatten die letzten drei Monate, zumindest was das Thema Enthaltbarkeit anging, keinen Grund mehr gehabt, etwas zur Beichte zu tragen, ganz im Gegenteil, wir schliefen abends Hand in Hand wie Geschwister ein, jede Versuchung war verschwunden.

Erst jetzt beschäftigte mich (muss ich zu meiner Schande gestehen) der Gedanke, wer denn die Heilige, deren Reliquie wir bei uns hatten, war. Ich kannte nur ihren Namen, war aber noch nicht dazu gekommen, nachzulesen, weshalb sie heilig gesprochen worden war.

Es handelte sich um die Heilige Maria Goretti, in deren Zuständigkeitsbereich, um das einmal so auszudrücken, ja auch die Keuschheit

liegt, d.h. sich so zu verhalten, wie es dem entsprechenden Stande angemessen ist.

Das war nur eine der vielen wunderbaren Begebenheiten, die uns auf unserem teilweise sehr steinigen Weg hin zur Ordnung in unserem Leben stärkten und Mut machten, den Weg weiter zu gehen.

Nach dreieinhalb Jahren Enthaltbarkeit und Verfahrensdauer waren wir dann soweit, dass wir zum ersten Mal vorbehaltlos sagen konnten, dass wir bereit waren, jedes Urteil anzunehmen und unser Leben auch nach dem Urteil auszurichten, eine Rückkehr zur Unordnung war für uns nicht mehr denkbar.

Kurz darauf durften wir trotz vieler abwartender oder auch negativer Prognosen verschiedenster Seelsorger ein positives Urteil entgegennehmen.

Bereits wenige Monate später konnten wir in der Loreto-Kapelle in Birkenstein heiraten und eine unglaubliche Hochzeit feiern.

Die Anwesenheit des Himmels war für uns unmittelbar spürbar, die

Der hl. Paulus sagt: „Ihr Männer liebt eure Frauen wie Christus die Kirche geliebt hat. Dies ist ein tiefes Mysterium. Ich beziehe es auf Christus und die Kirche (Eph 5 25 32).

Der Bund der Ehe, durch den ein Mann und eine Frau miteinander eine innige Lebens- und Liebesgemeinschaft bilden, wurde durch den Schöpfer grundgelegt und mit eigenen Gesetzen versehen. Er ist von Natur aus auf das Wohl der Ehegatten sowie auf die Zeugung und Erziehung von Kindern hingeeordnet. Der Ehebund zwischen Getauften wurde von Christus dem Herrn zur Würde eines Sakramentes erhoben [Vgl. GS 48,1; CIC, can. 1055, § 1].

Das Sakrament der Ehe ist ein Zeichen für den Bund zwischen Christus und der Kirche. Er gibt den Gatten die Gnade, einander mit der Liebe zu lieben, mit der Christus die Kirche liebt. Die Gnade des Sakramentes vervollkommnet so die menschliche Liebe der Gatten, stärkt ihre unauflösliche Einheit und heiligt sie auf dem Weg zum ewigen Leben [Vgl. K. v. Trient: DS 1799].

Die Ehe gründet auf dem Konsens der Vertragspartner, das heißt auf dem Willen, sich einander endgültig hinzugeben, um in einem treuen und fruchtbaren Ehebund zu leben.

Da die Ehe die Gatten in einen öffentlichen Lebensstand innerhalb der Kirche stellt, ist es angebracht dass die Trauung öffentlich, im Rahmen einer liturgischen Feier geschieht vor dem Priester (oder dem dazu bevollmächtigten Zeugen der Kirche), den Trauzeugen und der Gemeinde der Gläubigen.

Einheit, Unauflöslichkeit und Bereitschaft zur Fruchtbarkeit sind für die Ehe wesentlich. Die Polygamie lässt sich mit der Einheit der Ehe nicht vereinbaren. Eine Scheidung trennt, was Gott vereint hat. Die Weigerung, fruchtbar zu sein, bringt das eheliche Leben um seine vorzüglichste Gabe, das Kind (GS 50 1).

Geschiedene, die zu Lebzeiten des rechtmäßigen Gatten wieder heiraten, verstoßen gegen den Plan und das Gesetz Gottes, wie Christus es gelehrt hat. Sie sind zwar nicht von der Kirche getrennt, dürfen aber die heilige Kommunion nicht empfangen. Sie können ihr Leben dennoch christlich führen, vor allem dadurch, dass sie ihre Kinder im Glauben erziehen.

Die christliche Familie ist die Stätte, wo die Kinder die erste Kunde vom Glauben erhalten. Darum wird sie mit Recht „Hauskirche“ genannt – eine Gnaden- und Gebetsgemeinschaft, eine Schule der menschlichen Tugenden und der christlichen Liebe.

(KKK 1659-1666)

hl. Messe und auch die anschließende Feier fanden in einer Atmosphäre großer Freude, Harmonie und Frieden statt, was im übrigen auch die nichtgläubigen Hochzeitsgäste bestätigten. Unser Traupriester sagt heute noch, es war seine schönste Trauung.

Eine weitere Konsequenz hinsichtlich unserer gelebten Enthaltsamkeit betraf unsere Glaubwürdigkeit, u.a. auch unseren jugendlichen Kindern gegenüber, die ja die wundersame Verwandlung ihrer Eltern teilweise irritiert verfolgten.

Wir wurden ihnen, aber auch anderen Ratsuchenden gerade durch unseren Weg zu glaubwürdigen Gesprächspartnern bzw. Ratgebern, insbesondere bei den Themen Sexualität, Ehe und Familie.

5. Die Reaktion unserer Umgebung und der weitere Weg

In der ersten Zeit meines Weges zum Glauben, als ich die ersten Bände von Maria Valtorta las, erfasste mich zunächst ein sehr starkes Mitteilungsbedürfnis, die neuen Erkenntnisse, die ja für mich weltbewegend waren, aller Welt mitzuteilen.

Meine Frau war die einzige, die meine Entwicklung vorbehaltlos positiv sah, auch wenn ihr das Tempo meiner Verwandlung und die Radikalität meiner Umkehr manchmal Angst machte.

Sie war auch immer wieder diejenige, die mich davor bewahrte, mich mit meinem noch nicht sehr stark ausgebildeten Glaubensfundament in Glaubensdiskussionen mit jedem Ungläubigen zu stürzen, der mir über den Weg lief. Und damals bestand mein gesamtes Umfeld aus Ungläubigen.

In den ersten Gesprächen, die ich mit Freunden und Bekannten führte, merkte ich sehr schnell, dass ich noch – wie es mir ein Priester damals sagte – ein „Baby im Glauben“ war.

Das zeigte sich daran, dass eine Vielzahl von sehr unbefriedigend verlaufenden Diskussionen Risse in dem doch noch sehr instabilen Glaubensfundament hinterließen, bis hin zu Zweifeln, die aufkamen, ob das,

was ich in den letzten Monaten neu erfahren hatte, wirklich die „Wahrheit“ war.

Als naturwissenschaftlich denkender und ausgebildeter Mensch brauchte ich zunächst etwas, was mir zusätzliche Gewissheit gab, gerade nach solchen Diskussionen.

Da stolperte ich bei meinen Recherchen im Internet über eine Masterarbeit einer Historikerin über das Turiner Grabtuch.

Dieses „nicht menschengemachte“ Abbild unseres Herrn faszinierte mich vor allem deshalb, weil die wissenschaftlichen Untersuchungen immer mehr bestätigten, dass es keine natürliche Erklärung für dieses Abbild des Gekreuzigten gab und dass die Parolen, es handele sich um eine mittelalterliche Fälschung, mehr und mehr durch immer genauere Untersuchungen widerlegt wurden.

Für mich lag es auf der Hand: Der Herr hatte uns mit dieser Reliquie sein Evangelium in verschlüsselter Form hinterlassen. Es war erst mit den wissenschaftlichen Methoden unserer Zeit lesbar geworden, und die Wissenschaft wurde so zum Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums. Diese Erkenntnis konnte immer wieder die anfangs hin und wieder aufkommenden Zweifel auflösen und erfüllte mich mit großer Freude.

Grundsätzlich war die erste Zeit der Umkehr vor allem dadurch geprägt, dass ich noch kein Mensch des Gebetes und des Gottvertrauens geworden war, sondern ich dachte damals noch, ich müsste alles selber machen.

Entsprechend katastrophal waren auch die Ergebnisse der mit Freunden und Bekannten geführten Gespräche, es hatte noch keine Verwandlung meiner selbst stattgefunden.

Ich war immer noch ein von Stolz, Hochmut, innerem Groll, Zorn und Egoismus geprägter Mensch, ich urteilte hart über die Menschen, die meine Umkehr nicht nachvollziehen konnten oder nicht nachvollziehen wollten.

Ich glaube, ich war in dieser ersten Zeit meines Glaubensweges kein guter Zeuge für den Herrn.

In der Folge wendeten sich viele Menschen von uns ab, wollten nichts mehr mit uns zu tun haben. Das war insbesondere für die Kinder keine sehr angenehme Zeit.

Dann wechselte meine Frau ihren Beruf (Werbung), machte eine Ausbildung in der Pflege und arbeitete in einem ambulanten Pflegedienst.

Später, nach einer entsprechenden Schulung bei den Barmherzigen Brüdern, war sie zusätzlich als ehrenamtliche Hospizhelferin tätig und ist es bis heute.

Bei mir selbst bemerkte ich ganz langsam, dass eine Veränderung mit mir vorging.

Ich besuchte inzwischen täglich die hl. Messe, machte viele Wallfahrten, verbrachte viel Zeit im Gebet.

Und es wurde mir geschenkt, dass ich das alles machen durfte, ohne dass darunter meine berufliche Arbeitsleistung gelitten hätte.

Das Gegenteil war der Fall. Meine Arbeitsleistung steigerte sich beträchtlich, es gelang einfach alles, und zwar um so mehr, je mehr ich dem Herrn meine Anliegen übergab und ihm die Führung überließ.

Ich begann vor jeder geschäftlichen Besprechung das Anliegen und die Beteiligten dem Herrn zu übergeben und ihn zu bitten, uns durch den Hl. Geist zu führen und dann die Ergebnisse auch anzunehmen.

Ich musste gar nichts machen, außer IHN machen zu lassen.

Aber es fehlte noch etwas; alles war noch zu sehr ergebnis- bzw. anliegen-orientiert.

Dann kamen Hinweise durch Mitmenschen oder Seelsorger, die ich zunächst nicht annahm oder auch nicht verstand. Es folgten mehrere Niederschläge (gesundheitlicher Art, Unfälle) und ich wusste, es musste sich etwas ändern.

Es betraf zum einen mein Gebetsleben, zum anderen aber meinen eigenen Willen.

Ich betete jeden Tag im Vater Unser „Dein Wille geschehe“, aber es war immer noch so, dass ich den Lauf der Dinge selbst im Griff haben wollte.

Bald merkte ich, dass ich hier gar nichts tun musste, außer mich führen zu lassen.

Das wichtigste war die Erkenntnis, dass es meine Aufgabe war, mich durch Gebet und den regelmäßigen Empfang der Sakramente langsam verwandeln zu lassen in ein Werkzeug, das dem Herrn nützlich sein könnte.

Diese Verwandlung, die vor allem nach den Anbetungszeiten vor dem Allerheiligsten spürbar war, zeigte mir immer mehr, dass ich zu einem Menschen der Liebe werden musste.

Das war die Baustelle, um die es ging: Nicht herumzulaufen und den Leuten zu sagen, dass sie sich ändern müssten, um den Anforderungen des Herrn zu genügen und um zum Heil zu gelangen, sondern vor der eigenen Tür zu kehren.

Es wurde mir auch immer klarer, dass ein Fortschritt nicht durch eigene Arbeit an mir selbst möglich war.

Es galt, jeden Tag klein zu werden vor unserem Gott,

jeden Tag Kind zu werden vor unserem Gott,

jeden Tag IHM mein „JA“ zu geben,

mein Herz regelmäßig von IHM bereiten zu lassen durch die Reinigung im Bußsakrament.

Und mich dann in jeder hl. Kommunion mit IHM ganz zu vereinen.

Ich spürte, dass das alle Gnade blockierende Ich langsam Schritt für Schritt immer weiter zurücktreten musste, um mich langsam transparenter zu machen für den Herrn.

Dann würde seine Liebe durch mich hindurchstrahlen, dann könnte ER in mir, mit mir und durch mich wirken.

Ein schönes Bild ist das Bild des Gartenschlauches (nach Leandre Lachance). Wir sollen wie der Gartenschlauch ein Werkzeug sein, welches aus sich selbst ja keinen Wert hat für das Wachsen der Pflanze des Glaubens und der Liebe, erst wenn wir uns an die Gnadenquelle anschließen lassen wie der Gartenschlauch, fließt das Lebenselixier der Liebe in Strömen.

Das sehe ich als unsere Lebensaufgabe, das ist der Weg, den wir gehen sollen.

Menschen der Liebe, Leuchtf Feuer der Liebe zu werden. Nicht aus uns selbst heraus, das funktioniert nicht, sondern IHM alle Freiheit des Wirkens in uns zu geben und IHN so unsere Nächsten und die Welt verändern zu lassen.

Gelobt sei Jesus Christus. □

Der untaugliche Versuch, Gott zu entmachten

Der säkulare Mensch des 21. Jahrhunderts entdeckt „Tierrechte“; und er stellt Tiere auf die gleiche Stufe mit Menschen. Es ist die bekannte Methode, Menschen zu verwirren, indem Richtiges mit Falschem vermischt wird. Richtig ist, dass der Mensch die Schöpfung „hegen und pflegen“ soll und nicht brutal ausbeuten darf. Wer die Offenbarung Gottes kennt, der weiß: Was der Schöpfer gemacht hat, ist „gut“. Er hat nicht den Nachholbedarf des gottvergessenen Menschen, der fasziniert von den Fortschritten der Wissenschaft und Technik des 19. und 20. Jahrhunderts heute vor den



selbstgeschaffenen Wüsten kaputter Böden und Landschaften erschreckt feststellt, wie die Natur zurückschlägt. Einsichtige fragen schon lange:

Darf der Mensch alles tun, was er kann? Die Lehre der Katholischen Kirche sagt eindeutig: „Tiere, Pflanzen und leblose Wesen sind von Natur aus zum gemeinsamen Wohl der Menschheit von gestern, heute und morgen bestimmt. Die Bodenschätze, die Pflanzen und Tiere der Welt dürfen nicht ohne Rücksicht auf sittliche Forderungen genutzt werden. Die Herrschaft auf die belebte und die unbelebte Natur, die der Schöpfer dem Menschen übertragen hat, ist nicht absolut“ (KKK Ziff. 2415). Falsch aber wäre es, den Menschen nun zu degradieren und ihn auf die Stufe von Tieren zu stellen. Denn der Mensch kann den Zustand, den er an-

gerichtet hat, reflektieren und seine Fehler korrigieren. Ein Tier kann das nicht. Es wird den letzten Grashalm in der Wüste fressen und dann verderben. Zur Berufung und Würde des Menschen zählt, dass er seiner Profitgier nicht willenlos ausgeliefert ist, während das Tier triebgesteuert bleibt. Dazu sagt die Katholische Kirche: „Tiere sind Geschöpfe Gottes und unterstehen seiner fürsorgenden Vorsehung. Allein schon durch ihr Dasein preisen und verherrlichen sie Gott. Darum schulden ihnen auch die Menschen Wohlwollen“. (KKK Ziff. 2416)

Der säkulare Mensch, der Neuheide unserer Zeit, leugnet die Existenz und Offenbarung Gottes, die vom Vorrang des Menschen vor der übrigen Schöpfung spricht. Im untauglichen Versuch, Gott zu entmachten, erfindet er die Theorie von dem Werden der Welt aus dem Nichts und von der Entwicklung des Menschen aus der toten Materie. In die Reihe jener Theorien, die eine Neue Weltordnung ohne Transzendenz herbeischreiben, reiht sich der AZ-Artikel (14.6.14) „Nur ein Tier? – Warum immer mehr Menschen glauben, dass Tiere Rechte haben“ von Bastian Sünkel, ein. Auch er enthält in der angedeuteten Manier Richtiges und Falsches. Richtig ist, dass für die Ernährung der Menschen mehr Anbauflächen benötigt werden, wenn die Nahrung



se Land, Tiere und Menschen. 24. Da sprach Gott: „Die Erde bringe lebende Wesen nach ihrer Art hervor: Vieh, Kriech- und Feldtiere nach ihren Arten.“
 25. Gott schuf die Feldtiere, das Vieh und alle Kriechtiere der Erde, jeweils nach ihren Arten. Und Gott sah, daß es gut war.
 26. Dann sprach Gott: „Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde, uns ähnlich; sie sollen herrschen über des Meeres Fische, über die Himmelsvögel, über das Vieh, über alle Landtiere und über alle Kriechtiere am Boden.“
 27. So schuf Gott die Menschen nach seinem Bilde, nach Gottes Bilde schuf er sie, männlich und weiblich.
 28. Gott segnete sie und sprach: 21

aus Fleisch besteht, weil durch den Umwandlungsprozess im Tiermagen Kalorienverluste entstehen. Wenn aber die „größte Katastrophe“ durch Hungersnot bei wachsender Weltbevölkerung angedroht wird und den Menschen beim Fleischkonsum ein „schlechtes Gewissen“ eingeredet wird, ist eine Anmerkung angebracht. Die Wegwerfgesellschaft gibt so viele Nahrungsmittel in den Müllcontainer, dass die heute hungernden Menschen davon ernährt werden könnten. Der Artikelschreiber hütet sich, auf die riesige Zahl von Haustieren, wie Hunde, Katzen etc. in den westlichen Wohlstandsländern hinzuweisen, die nicht nur mit Küchenabfällen gefüttert werden, sondern mit teuren zugekauften Futtermitteln tierischer Herkunft. Aber mit diesen Tierbesitzern und mit den mächtigen Herstellern von Tiernahrung will er

sich wohl nicht anlegen. Die kirchliche Lehre bleibt hier nüchtern: „Gott hat die Tiere unter die Herrschaft des Menschen gestellt... somit darf man sich der Tiere zur Ernährung und zur Herstellung von Kleidern bedienen. Man darf sie zähmen, um sie dem Menschen bei der Arbeit und in der Freizeit zu Diensten zu machen“ (KKK Ziff. 2417). Richtig ist, dass die Massentierhaltung bei Rindern, Schweinen und Geflügel vielfach nicht artgerecht ist. Dasselbe gilt für Tiertransporte. Das kann und sollte durch entsprechende Gesetze geändert werden. Allerdings braucht auch die traditionelle frühere Tierhaltung nicht romantisiert werden. Die Ställe von ehemals waren oft eng, feucht, dunkel und schlecht gelüftet.

Der Verfasser beginnt seinen Artikel mit der Schilderung einer brutalen Abschachtungsszene bei Puten und fordert die Tötung ohne Tierquälerei ein. Auch hier hat er Recht. Aber es gibt bereits die entsprechenden Paragraphen des Tierschutzgesetzes. Wie in vielen anderen Fällen werden sie nur eingehalten werden, wenn die Mitbürger sich mit Zivilcourage einschalten. Katholiken sollten hier keinen Nachholbedarf haben, stand doch in jedem Beichtspiegel die Frage: „Habe ich Tiere gequält“.

Wenn heute Tierrichter, Philosophen, Schriftsteller und Mitglieder der „Giordano-Bruno-Stiftung“

„Grundrechte für Menschenaffen“, eine „Neuordnung der Welt“, die Abschaffung der Rassen fordern und formulieren, der Mensch sei nichts anderes als ein hochentwickeltes Tier, zeigt das die Zielrichtung an. Es geht nicht nur um Abschaffung von Missbräuchen, sondern um die Schaffung eines anderen Menschen- und Gottesbildes, um eine neue Weltsicht, nämlich eine ohne Gott. Und, wenn der australische Philosoph Peter Singer in diesem Zusammenhang zitiert wird, der Mitte der 70er Jahre die „Animal-Liberation“ d.h. die Befreiung der Tiere ausrief, dann sollten wir wissen, dass mit der „schönen, neuen Welt“, in der die Tiere befreit sind, zugleich die Epoche der Dehumanisierung beginnt. Singer spricht nämlich dem Menschen, der nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, die menschlichen Eigenschaften und Rechte ab. Was ist aber dann mit den geistig Behinderten und den Demenzkranken? Dass der Mensch biologische Ähnlichkeiten mit Tieren hat, war schon immer bekannt. Trotzdem bleibt der fundamentale Unterschied.

Der Schöpfungsbericht sagt, dass der Mensch das einzige Wesen ist, das Gott um seiner selbst willen geschaffen hat, und dass dieser Schöpfungsakt „sehr gut war“, denn der Mensch ist Abbild Gottes. □



Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit



Die Durstigen tränken

Bei diesem Bildausschnitt kann man gut die Darstellung von Vorgängen und von Gegensätzen beobachten.

Entsprechend der Zeiteinteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind hier Zustände dreifach zu sehen. So sieht man links drei Fässer. Das hintere Fass ist anscheinend gerade gefüllt worden, denn auf ihm befindet sich ein Trichter. Aus dem mittleren Fass schöpft gerade ein Kellermeister – hier kommt einem die Hochzeit zu Kana in den Sinn – Wein in einen Krug. Es ist also nicht mehr ganz voll, aber auch noch nicht leer. Das vordere Fass hingegen ist schon leer und muss deshalb mit einer Unterlage stabilisiert werden. Weiter schenken drei Männer und eine Frau Wein aus. Der linke Mann bringt einen gefüllten Krug, der hintere gießt schon Wein aus seinem Krug in eine Schale und der vordere Mann reicht eine schon gefüllte Schale und hält in der anderen Hand locker seinen anscheinend schon leeren Krug. Die drei stehenden Durstigen unterscheiden sich dahingehend, dass der hintere in vollen Zügen trinkt, der vordere gerade zum Trinken ansetzt und dem mittleren erst in das Trinkgefäß gegossen wird. Diese unterschiedliche Tätigkeit wird noch unterstrichen durch die Farben ihrer Kleider, die unterschiedlicher nicht sein könnten, sie zeigen sich nämlich in den drei Primärfarben (gelb, blau, rot).

Neben Vorgängen besteht dieser Bildausschnitt aus Gegensätzen. So haben die drei gebenden Männer verschiedenartige noble Hüte auf, wäh-

rend die drei empfangenden Männer barhäuptig sind. Schon im Mittelalter war es üblich, dass die Lehensherren eine Kopfbedeckung trugen, während dies den Belehnten verboten war. Als schließlich auch letztere Hüte tragen durften, mussten sie diese vor ersteren ziehen. Besonders augenfällig ist auch der Gegensatz zwischen Gebenden und Nehmenden beim vorderen Paar herausgearbeitet: Der Mann rechts hat einen langen Mantel, Beinkleider, Schuhe und ein schwarzes Barett, wie es damals der wohlhabenden Oberschicht und sonstigen Würdenträgern (Juristen, Theologen, Professoren) vorbehalten war. Er reicht die gerade gefüllte Schale einem barfußigen Mann ohne Kopfbedeckung und in einem einfach gegürteten Kleid. Ebenfalls besonders gegensätzlich zeigt sich das Frauenpaar unmittelbar dahinter: Die linke Frau trägt eine weiße Bundhaube, die rechte eine graue Risse (faltenreiches Tuch, welches Wangen und Hals bedeckt). Die eine schreitet dynamisch vorwärts, die andere kniet statisch bresthaft vor ihr. Die Gebende schüttet Wein aus einem Krug in die hingehaltene Schale der anderen. Schließlich sei noch auf das Gegensatzpaar im Bildausschnitt rechts hingewiesen: Eine alte Frau mit Witwenschleier, schwarzem Rock und rotem Kleid verlässt trinkend den Ort. Vor ihr geht ein Kind auf diesen Ort zu, seine Schale ist leer, es hat noch nichts zu trinken, es trägt nur einen dürftigen Überwurf, es ist so arm, dass es sich nicht einmal ein Paar Schuhe leisten kann, und so

steckt sein rechter Fuß in einem Stiefel, sein linker Fuß ist bar.

Besonders akzentuiert wird die Gruppe aus Gebern und Empfängern durch einen dunklen Treppenhintergrund. Während links einer mit einem vollen Krug in diesen Hintergrund, wo sich das Spende-geschehen abspielt, hineintritt, verlässt rechts eine alte Frau diese dunkle Hintergrundfläche.

Interessant ist auch die Beziehung dieses Bildausschnitts zum Ausschnitt unterhalb, welcher die Speisung von Hungrigen zeigt. Dass der Maler diese Beziehung im Auge hatte, zeigt sich schon daran, dass in beiden Darstellungen der ersten Werke der Barmherzigkeit eine Bresthafte vorkommt. Wird unten aus drei Körben Brot ausgeteilt, um die Hungrigen zu speisen, so wird darüber aus drei Fässern Wein gezapft, um die Durstigen zu tränken. Diese Parallelität und die Frage, warum nicht Wasser aus- geschenkt wird, macht deutlich, dass hier letztlich auf das letzte Abendmahl angespielt wird, wo auch Christus seinen Jüngern Brot und Wein – seinen Leib und sein Blut – gab und an einer anderen Stelle darüber sagte: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat ewiges Leben“ (Joh 6, 54). Bei diesen beiden ersten Werken der Barmherzigkeit geht es also nicht nur um die irdische Speise und den irdischen Trank zur Erhaltung des irdischen Lebens. Sie weisen auch auf die wahre Speise und den wahren Trank hin, der zum ewigen Leben führt. AE

Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche

Hildegard von Bingen

Hildegard durchlebte eine stürmische Zeit. Das 12. Jahrhundert war gekennzeichnet von religiösen Wirren, Niedergang und Reformen, Auseinandersetzungen zwischen Papst und Kaiser. Da brauchte es ein Wort, das Halt und Orientierung, Aufmunterung und Trost gab. Es wuchs in einem Kloster heran und es war die Stimme einer Frau, die der Heiligen Hildegard von Bingen.

„Wir dürfen Hildegard mit Recht unter die großen Frauengestalten Deutschlands, ja des Abendlandes einreihen. Neben Bernhard, dem Abt von Clairvaux, war sie die Leuchte des 12. Jahrhunderts, verehrt und gehört wie keine ihrer Zeit und wie wenige Frauen nach ihr.“ (A.Rozumek)

Als 10. Kind eines vornehmen Geschlechts kam sie nach der Sitte jener Zeit mit acht Jahren zur Erziehung in die Obhut der verwandten Gräfin Jutta von Sponheim in die Klause auf dem Disibodenberg. Die Klause wurde zum Kloster, und nach Juttas Tod wurde die Leitung – gegen ihren Willen – an Hildegard übertragen. Denn Hildegard war eher eine zarte und scheue Natur, oft krank und gehbehindert.

Das Charisma ihrer Schau empfing sie schon im frühen Alter. Sie zögerte aber, das ihr Offenbarte zu verkünden, weil sie fürchtete, dass man ihr nicht glauben würde, obwohl der Auftrag eindeutig war: „Schreibe, was du siehst und hörst!“

Eine Wende in ihrem Leben brachte das Pontifikat des Zisterzienserpapstes Eugen III., der 1147/48 in Trier eine Synode abhielt, auf der

auch die Sehergabe Hildegards einer Prüfung unterzogen wurde. Der Wortführer der Befürworter Hildegards war Bernhard von Clairvaux. Der Papst bestätigte die Sehergabe und ermunterte Hildegard, ihre Visionen aufzuzeichnen. Hildegard hinterließ drei Schriften: Das Erstlingswerk „Scivias“ – „Wisse die Wege“. Hildegard hatte diese Schrift auf Anraten ihres Seelenführers in den Jahren 1141 - 51 aufgeschrieben. Es ist eine Glaubenslehre, die über das Schöpfungswerk, von der Erschaffung der Welt bis zur Voll-

endung, dem Tag der großen Offenbarung, handelt. Von 1158 – 63 zeichnete Hildegard ihr zweites Visionswerk auf. Es ist das Buch der „Lebensverdienste“ (Der Mensch in der Verantwortung). Hier werden die Gotteskräfte (Tugenden) den Lastern gegenüber gestellt. Im „Buch der Gotteswerke“ (Welt und Mensch), geschrieben von 1163 – 74, wird der Mensch „eingestet“ in die Schöpfung geschildert, in seiner Verantwortung und mit der Auswirkung seines Tuns auf Kosmos und Geschichte.

Der Schlüsselbegriff für eine gesunde Lebensführung ist nach Hildegard das Maßhalten. Das wirksamste Heilmittel ist die Reue als innere Erschütterung zur Umkehr.

Hildegard gründete gegen große Widerstände die Klöster Ruppertsberg bei Bingen (1150) und Eibingen oberhalb Rüdesheim (1165). Der Ruppertsberg war Zufluchtsort des ganzen Rhein- und Nahegaues, ja weit darüber hinaus. Männer und Frauen kamen in ihren Nöten und Sorgen zu Hildegard. Kranke schleppten sich zu ihr im Wissen, dass sie bei ihr Medizin aus dem Kräutergarten des Klosters und Seelentrost finden können. Getrennt von den Menschen unternahm Hildegard mühevollen Missionsfahrten, z.B. nach Siegburg, Köln, Maulbronn, Hirsau und Zwiefalten. Furchtlos erhob sie ihre Stimme auch vor dem Klerus: „Tag solltet ihr sein, seid aber nur Nacht – Finsternis, in der ihr herumliegt wie Tote. Ein halsstarriges Volk seid ihr, das vor lauter Wohlstand nicht mehr im Lichte wandelt.“ □



Pädagogik der Liebe

Der heilige Josef und die Gottesmutter als Erzieher / Anmerkungen zu einem immer gültigen Vorbild

Heinrich Pestalozzi hat in einer Art Summa sein pädagogisches Wirken und Forschen in drei großen Z zusammengefasst: Zuwendung, Zärtlichkeit, Zeit. Das wichtigste Z ist die Zeit. Ohne Zeit keine Zuwendung, keine Zärtlichkeit, keine Liebe. Alles zusammen ergibt Erziehung. Erziehung sei Vorbild und Liebe, schlussfolgert er, und ein Gigant der Geschichte, der frühere Anthropologie-Professor und spätere Papst Johannes Paul II., definierte Erziehung genau in diesem Sinn als „Besenkung mit Menschlichkeit“. Die Eltern seien die ersten Lehrer in Menschlichkeit. In mehreren Zweigen und Bereichen der Wissenschaftl nennt man das heute „die Bildung von Humanvermögen“.

Maria und Josef haben diese Menschlichkeit, dieses Humanvermögen in Jesus gebildet durch die Besenkung mit Liebe. Hierin sind sie Vorbild. Sie führten keine typische Ehe und Familie, sie waren keine typische Kern- oder Kleinfamilie, denn es kann nur eine Gottesmutter und nur einen irdischen Pflegevater Jesu geben. Diese Situation ist einmalig, unwiederholbar. Aber die Art und Weise, wie sie gelebt wurde, ist nachahmenswert und vorbildhaft. Dem sollte man nacheifern, auch heute.

Es gibt vermutlich nicht wenige theologisch gebildete Katholiken, die sagen, habe man nur die Dogmen zu glauben, alles andere sei „Meinungssache“. Solch eine Position ist gefährlich, sie leistet dem Relativismus und gleichzeitig einem katholischen Gottedenken Vorschub. Entscheidend ist, wie viele Kirchenväter (übrigens auch Jesus selbst) sagen, die Liebe. Sie ist das höchste Gebot. Deshalb ist es zum Beispiel nicht gleichgültig, ob man ein

Kleinkind ohne Not in eine Krippe gibt. Die Bindungsforschung warnt uns vor einer zu frühen Trennung des Kindes von seiner Mutter. Der international renommierte britische Bindungsforscher Jay Belsky drückt es so aus: Das Kleinkind braucht die Gewissheit, dass da jemand immer für mich da ist, alles für mich tut, in einem Wort, „who is crazy for me“ – der, frei übersetzt, selbstlos ist bis zur Verrücktheit. Maria und Josef waren „crazy for Jesus“, sie haben ihr Leben völlig verändert und dem Lebenswunsch Gottes angepasst.

Maria schenkte Menschlichkeit in einer Fülle, wie nur sie es vermochte, weil nur sie, frei von der Erbsünde, so rein lieben konnte.

Der schuldlos-reine Mensch Maria war und ist eine perfekte Mutter. Sie hatte eine bestimmte Pädagogik, die Pädagogik der Liebe. Diese Pädagogik ist nach rein menschlichen Maßstäben verrückt. Sie setzt nicht auf durchkalkulierte Sicherheit bis zur Rente. Sie setzt auf Gott, weil er die Liebe ist. Wer weiß, was Kleinkinder leiden, wenn sie von ihrer Mutter getrennt werden, wird Krippen nur als Notlösung akzeptieren. Sie als Meinungssache zu qualifizieren ist naiv und fahrlässig. Denn es gibt mittlerweile unzählige wissenschaftlich seriöse Belege für die erste Notwendigkeit des Kindes, die Liebe. Sie konkretisiert sich in den drei Z. Maria hat sie gelebt, von Anfang an und bis in die dunklen Stunden auf Golgotha. Deswegen, weil sie aus der Liebe lebte, ist sie die personale Urform der Kirche, deshalb repräsentierte sie, wie Thomas von Aquin

schon schrieb, bei der Verkündigung die gesamte Menschheit.

Der Rosenkranz ist eine Anleitung der Pädagogik Marias. Hier lehrt sie die Freude in fünf Geheimnissen, hier lehrt sie den Umgang mit Leid und Schmerz, und auch die Hoffnung, aus der Christen leben und dieses Leben durch die Zeit tragen. Johannes Paul II. hat der Kirche zudem noch die lichtreichen Geheimnisse geschenkt, fünf vor allem christologische Geheimnisse, die sozusagen die reife Frucht der Menschlichkeit und Göttlichkeit Jesu darstellen. Maria kommt darin kaum vor, allenfalls bei der Hochzeit zu Kana, aber sie ist es, die dem Gottessohn diese Menschlichkeit geschenkt hat. Wahrscheinlich hat Johannes Paul II. auch daran gedacht, als er in seinem Brief an die Familien 1994 die Eltern als „Lehrer in Menschlichkeit“ bezeichnete. Denn die Mutter Gottes war in diesem Fach eine perfekte Lehrerin. Sie schenkte Menschlichkeit in einer Fülle, wie nur sie es vermochte, weil nur sie, frei von der Erbsünde, so rein lieben konnte.

In den freudreichen Geheimnissen findet sich für die Pädagogik Marias in gewissem Sinn ein Schlüsselgeheimnis. Da heißt es: „Den Du o Jungfrau im Tempel wieder gefunden hast“. Man muss sich die Szene mal vorstellen. Drei Tage ist der zwölfjährige Jesus vermisst, drei Tage suchen Maria und Josef ihn überall, und dann kommt nur eine Frage von Maria: „Kind, warum hast Du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht“ (Lk, 2,48). Sie appelliert an seinen Verantwortungssinn, an die Konsequenzen seines Tuns oder Nicht-Tuns, an die emotional schwierige Situation, in die das Verhalten des Jungen die Eltern

gestürzt hat. Von Strafen ist nicht die Rede. Jesus antwortet mit einer Gegenfrage: „Warum habt ihr mich gesucht, wusstet ihr nicht, daß ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Hier antwortet natürlich der Gottessohn, aber auch der pubertierende Jesus, der Junge, der sich abnabelt, der seine Identität sucht. Offensichtlich gab es hier ein Kommunikationsproblem. Jesus hat versäumt, den Eltern Bescheid zu sagen und die Eltern haben zu wenig nachgedacht, sonst hätten sie ihn vielleicht gleich im Tempel gesucht. Interessant ist die Reaktion Marias. Sie will nicht Recht haben, sondern versucht zu verstehen. Sie bewahrte all diese Worte in ihrem Herzen, sie dachte darüber nach, sie versetzte sich in die Gefühlswelt des Sohnes. Sie fragte und man kann davon ausgehen, dass die drei auf dem Heimweg darüber geredet und das kommunikative Missverständnis geklärt und ausgeräumt haben, denn da heißt es, sie zogen nach Nazareth hinab und er war ihnen untertan.

Was lernen wir daraus? Reden, kommunizieren, Missverständnisse klären, fragen, wenn wir etwas nicht verstehen. So halten wir die Emotionen im Zaum, so gehen wir liebevoll, und das heißt verständnisvoll miteinander um. Das ist vor allem in der Pubertät wichtig. Den Gesprächsfaden aufrechterhalten, mit Fragen oder sonst wie. Den Schmerz äußern, auf die Folgen eines Verhaltens aufmerksam machen. Jesus hat entschieden geantwortet, aber wir können davon ausgehen, dass er beim Heimweg sich erklärt hat und auch Verständnis für die Gefühlslage seiner irdischen Eltern aufbrachte. Die Liebe ist langmütig, sie klärt, sie lindert Schmerzen und heilt. Die Liebe macht uns menschlich in einem Sinn, wie Gott sich den Menschen vorstellt.

Die Liebe ist das Ur-Geschenk, sagt Thomas von Aquin, Maria hat dieses Ur-Geschenk ungeschmälert hineingegeben in die Erziehung von Jesus und hat damit, wie gesagt, Humanvermögen gebildet. Sie hat ihren Sohn die menschlichen Tugenden gelehrt, sie hat ihn gelehrt Ausdauer zu haben, Frustrationen zu verarbeiten, Verständnis für andere aufzubringen, langmütig zu sein, zu verzeihen und zu vergeben. Sie hat ihm soziale Kompetenz vermittelt und ihn gelehrt, seine emotionale Intelligenz zu steuern. Sie hat vor allem die Grundlage für die Bildung von Humanvermögen gelegt, sie hat, zusammen mit Josef, emotionale Stabilität gestiftet, sie hat Jesus ein Zuhause gegeben, das Zuhause der Liebe.

Das geht nur mit Präsenz. Kinder kennen das Konzept der „qua-

lity time“ nicht, das versucht, den Effizienzkult vom Büro nach Hause zu verlagern. Sie speichern ihre Fragen nicht ab, um sie am Abend gesammelt der müde von der Arbeit heimgekehrten Mama vorzutragen. Solche Konzepte sind absurd und wirklichkeitsfremd. Sie verkennen die Lebens- und Gefühlswelt der Kinder. Und nicht selten auch der Mütter. Maria war da, sie führte eine sogenannte Hausfrauenehe, die, so heißt es in der CDU, nicht mehr als Leitbild gelten soll. Denn scheinbar wichtiger als die Liebe sind für diese Partei Geld und Karriere. Das gilt sicher auch für andere Parteien. Für christliche Eltern sollte es nicht der erste Maßstab sein. Das ist, auch und gerade in der Erziehung, das *mandatum novum*, die Liebe. Maria hat es vorgelebt in Nazareth.



Ker-Maria-an-Iskuit: Die stillende Gottesmutter im „Haus der Gesundheit“, Wallfahrtsort im Norden der Bretagne.

Das versucht sie übrigens auch weltweit mit den Menschen. Mit welcher Geduld wendet sie sich an für die Liebe empfangsbereite Menschen, das heißt meistens Kinder. Sie erscheint in Fatima, bittet um das Gebet mit dem Rosenkranz für die Bekehrung Russlands und der Welt. Das ist übrigens noch nicht vollzogen, vielleicht beten wir zu wenig. Aber das ist auch ein Wesenszug der Mutter: Sie begleitet, auch wenn wir uns schwer tun, sie gibt nicht auf. Manchmal greift sie ein und zu, bevor wir fallen und uns ganz zugrunde richten. So erscheint sie im Lauf der Zeit immer wieder, auch heute. Denen, die mit ihr leben, vermittelt sie diese emotionale Stabilität der Mutter, die da ist, inmitten der Not. Und sie erscheint reinen Kinderseelen. Jacinta, Lucia, Bernadette und auch der Indio Juan Diego hatten eine Kinderseele, die mit einer Einfachheit

glaubten, so wie Jesus es von uns allen verlangt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ...“. Maria bringt uns mit ihrer mütterlichen Gegenwart die Kindschaft Gottes bei. Sie stiftet Vertrauen, Ur-Vertrauen in den Herzen. Dank dieses Vertrauens können Kinder es wagen, der Welt und dem Leben zu begegnen.

Einmal las ich im Buch der Fürbitten einer Kapelle in Bonn den Wunsch der kleinen Noemie: „Für alle, die ich

zu überzeugen. Als Bernadette dem Pfarrer von Lourdes berichtet und bei den Instanzen kein Gehör findet, da lässt Maria das Mädchen vor den Augen der Welt an einem Ort nach Wasser graben, an dem niemand eine Quelle vermuten würde. Das Wasser wird seine heilende Kraft in der ganzen Welt entfalten – nach der Anerkennung durch die Kirche. In beiden Fällen zeigt sich das Einfühlungsvermögen und Verständnis Marias auch in der Sprache. Mit Diego spricht sie

nung und Liebe noch als Kardinal Ratzinger schrieb, dieses Ja der Liebe ist „ein schöpferischer Akt, eine Neuschöpfung. Um leben zu können, braucht der Mensch dieses Ja. Die biologische Geburt reicht nicht aus. Erst die Wiedergeburt im Geliebtwerden vollendet die Geburt und eröffnet dem Menschen den Raum sinnerfüllten Daseins.“ Deshalb kann der heilige Don Bosco auch sagen: „Das erste Glück eines Menschen ist das Bewusstsein, geliebt zu werden.“ Es drückt sich aus im Lächeln der Mutter, in der Fürsorge um unser Wohlbefinden und unser Wohlergehen, um unser Heil.

Das Ja der Liebe, das Lächeln, die bekundete Bereitschaft zur Annahme und Bestätigung des Kindes – das ist eine Spezialität der Gottesmutter. Auch der Glaube braucht Emotionen. Er ist keine Ausgeburt einer Denkmaschine. Die Pädagogik Marias umgibt uns mit diesem Lächeln, das das Herz aufgehen lässt und die Seele wie Rosen zur blühenden Entfaltung bringt.

Wir erleben diese Fürsorge an den Wallfahrtsorten. Oft ist Maria dort allein, ohne das Kind auf dem Arm. Zum Beispiel in Pontmain in der Normandie, wo sie gegen Ende des ersten Weltkrieges den Kindern einer armen Bauernfamilie erschien und die Todesängste vor den anrückenden Deutschen vertrieb. Wir sind das Kind, das sie auf den Arm nehmen und zu Gott tragen will, wir sind ihr Christuskind. Oder wenn sie wie im kleinen bretonischen Wallfahrtsort Plouha dem Jesuskind die Brust gibt und es sozusagen stellvertretend für uns alle an ihr Herz drückt. Die Gottesmutter in Plouha, ein Ort, der so klein ist, dass niemand ihn kennen muß, heißt Ker Maria An Iskuit, die Gottesmutter im Haus des Wohlergehens, die Mutter, die sich um die Gesundheit kümmert. Nichts ist unwichtig für diese Mutter, sie hat für alle Sorgen Verständnis, ein Lächeln. Denn alles kann die Kinder Gottes zum Heil führen, wenn die Liebe mit im Spiel ist. Für die Gottesmutter gibt es keine großen oder kleinen Dinge, nur ewige oder vergängliche. Sie lehrt uns menschliche Tugenden, nicht die Buchhaltung der Gebote. Sie bringt die Liebe zu den Menschen, durch die Kirche, sie bringt Gott zu den Menschen. Ihre Pädago-



sehr lieb habe, so was wie die Mama, schenk ihnen Kraft zum Leben.“ Kraft zum Leben schenken – das ist die Formel, das Logo des Unternehmens Kirche, das Logo der Mutter der Kirche, das Logo Marias. Kraft zum Leben schenken heißt auch, Urvertrauen schenken, selbstlose Liebe schenken. Genau das tut Maria. Sie bereitet uns vor, sie schenkt die Kraft für die Begegnung mit dem Leben.

Maria führt die Kirche an der Hand, ihre Pädagogik der Liebe zeigt sich in der geduldigen Art, mit der sie die Menschen und die Kirche zum Heil führt. Als der selige Diego den Ort meidet, an dem Maria ihm erschienen war, weil er ihre Bitte nicht erfüllen konnte, da kommt sie ihm entgegen, bittet ihn erneut mit Worten voll Verständnis für seine Situation und gibt ihm das Mittel, die Rosen im Winter, um den Bischof

im Indio-Dialekt, mit Bernadette im Dialekt der Pyrenäen, mit Jeanne, dem blinden Mädchen, das beim bretonischen Ort Querrien die Schafe hütet, redet sie in bretonisch. Bei Diego nimmt sie sogar nachweislich die Gestalt einer Mestizin an. So wie sie Gott ihre Gene, ihre Identität anbot, damit sein Wille geschehe, so gleicht sie sich den Menschen an, damit sie vertrauensvoll ihre Botschaft annehmen. Und es sind Botschaften, die dank der globalen Infrastruktur der Kirche um die Welt gehen, es sind Botschaften des Heils für alle. Denn für alle gilt das Gebot der Liebe.

Maria verlangt nicht viel. Ihre Pädagogik gründet auf unserem freien Willen. Sie verlangt nur ein Ja. Freilich, dieses Fiat hat es in sich. Es ist das Ja des Glaubens, das Ja der Liebe. Dieses Ja ist, wie Benedikt XVI. in einem Traktat über Glaube, Hoff-

gik lehrt nicht die heile Welt, sondern die Heilung der Welt.

Marias Pädagogik der Liebe – können wir sie lernen, einfach übernehmen? Wir können. Denn Lieben ist nicht nur ein Gefühl, sondern zuerst ein Willensakt. Thomas von Aquin sagt: Die Liebe ist ihrer Natur nach der früheste Akt des Willens. Augustinus wiederum nennt die Liebe den „Urakt des Willens“, Quelle und Mittelpunkt der Existenz. Marias Pädagogik führt uns zu diesem ersten, zu diesem frühen und grundsätzlichen Ja der Liebe. Was folgt für uns Menschenkinder daraus, wenn wir erwachsen werden und dann oft die Unbefangenheit der Kinder verlieren, die alles annehmen? Zum Beispiel für die Ehe: Das Ja am Altar muss ein totales Ja bleiben und damit ein Ja zur menschlichen Begrenztheit – in guten und in schlechten Tagen, heißt es. Dieses Ja ist die Voraussetzung dafür, dass der andere sich ändern kann, übrigens auch zum Guten. Es ist ein Ja nicht zur perfekten Partie, sondern zu einer Person, so wie sie ist, mit Fehlern und Begrenzungen, mit Qualitäten und einer bestimmten Persönlichkeit. Damit müssen wir umgehen, mit Licht und Schatten. Das Ja heißt nicht Ausblendung der Fehler, sondern der Umgang damit, natürlich im Sinne der Besserung. Das führt zum Heil und damit zur Heiligung der Ehe. Das freie Ja der Liebe setzt Kräfte frei, die diesen Heilungsprozess beschleunigen, und deshalb ist im Sakrament der Ehe auch die Kraft zum Heil. Wir werden an der Liebe gemessen, nicht an der Perfektion. Die Liebe ist es, die uns über uns selber hinauswachsen lässt. Sie erträgt alles, sie duldet alles, sie kennt keine Erbitterung, sie trägt das Böse nicht nach. Und wenn ich die Prophetengabe hätte, und durchschaute alle Geheimnisse und besäße alle Erkenntnis, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Was der heilige Paulus hier im Korintherbrief (13,1ff) schreibt, gilt auch für die Ehe und für die Familie. Ihre Heiligkeit wird an der Liebe gemessen, nicht am Ergebnis. Dazu führt uns Maria, zu dieser Liebe, die anstrengend ist, die Leid bedeuten kann, auch in der Erziehung, auch im Verhältnis zur Welt. Sie hat uns ein Beispiel gegeben mit ihrem eigenen Leben, damals und sie stärkt uns mit ihrer Gegenwart heute.

Jeder trage des anderen Last, heißt es an anderer Stelle. Es gibt immer etwas zu tragen. Das macht ja gerade die Materie der Liebe und der Ehe aus. Wenn wir aber zu perfektionistisch an diese große Lebensaufgabe herangehen, konstruieren wir Krisen, die keine sind. Und wenn wir die Mängel und Fehler und Beschränkungen nicht akzeptieren im Sinn, dass wir sie abschaffen oder damit umzugehen lernen, dann kann es keine Heiligung der Ehe und der

nug für diese Aufgabe empfand. Aber auch er kam durch die Liebe, durch das Vertrauen zu Gott, zur Erkenntnis und zum Mut, diese Aufgabe zu schultern. Beide, Josef und Maria, waren Lehrer in Menschlichkeit, sie waren Treuhänder der Liebe, sie haben Jesus so erzogen, das heißt so mit Menschlichkeit beschenkt, dass er der Heiland werden konnte. In diesem Sinn sind sie Mutter und Vater der Kirche, sie sind in ihrer gottgewollten Aufgabe aufgegangen.



Familie geben, denn dann akzeptieren wir die Heilmaterie nicht. Akzeptieren wir sie aber, dann werden wir leidensfähig und damit liebesfähig, dann erweisen wir uns als bindungsfähig und damit als treu, und dann werden wir auch erziehungsfähig, weil diese Materie nicht nur unseren Partner betrifft, sondern auch unsere Kinder. Deshalb: Hüten wir uns vor der perfekten Ehe und suchen wir nicht den perfekten Partner, sondern den liebesfähigen.

In diesem Sinn ist Maria ein großes Vorbild, ein großer Trost. Sie hat auf die Liebesfähigkeit Josefs vertraut. Was muss Josef gelitten haben! Aber nicht, weil er an Maria zweifelte, sondern weil er angesichts der Größe der Aufgabe – Miterzieher und Ernährer des Gottessohnes zu sein – vermutlich an sich selber zweifelte, sich vielleicht für nicht würdig ge-

Die Familie, die Hauskirche, ist der Ort der selbstlosen Liebe. „Die Familie ist Lebens- und Liebesgemeinschaft“, schreibt Johannes Paul II. und fährt fort: „Sie erzieht und leitet ihre Glieder (also auch die Eltern, A.d.V.) zur vollen menschlichen Reife und dient dem Wohl aller auf dem Lebensweg“. In der Familie erlebt der Mensch die erste Erfahrung der Liebe. Das fängt an mit der Annahme des Kindes – keine Selbstverständlichkeit in der heutigen Verhütungsgesellschaft. Keine Selbstverständlichkeit auch in einer Gesellschaft, in der die kinderreiche Familie zum Armutsfaktor Nummer eins avanciert ist. Annehmen, auch wenn es schwer fällt, weil das Kind behindert ist oder schon das sechste oder das zweite Kind ist, weil es ein Junge und kein Mädchen ist oder umgekehrt. Bedingungslos annehmen, so wie Gott bedingungslos das Leben schenkt.

Da sind Kreuzigungen und keiner geht hin

Türkei

Syrien

Iran

Irak

Jordanien

Saudi-Arabien

Die Christenverfolgung im Irak und in Syrien hat in den letzten Wochen barbarische Ausmaße erreicht. Isis-Extremisten haben nach Angaben von Menschenrechtlern acht Menschen gekreuzigt. In Deir Hafer im Osten der Provinz Aleppo habe Isis acht rivalisierende Aufständische hingerichtet, berichtete die Syrische Beobachtungsstelle für Menschenrechte. Die Männer seien anschließend auf dem zentralen Platz des Dorfes ans Kreuz geschlagen worden und sollten dort drei Tage lang hängen bleiben. Ein neunter Mann sei in Al-Bab nahe der türkischen Grenze acht Stunden lang gekreuzigt worden, er habe die grausame Bestrafung aber überlebt. Die Syrische Beobachtungsstelle bezieht ihre Informationen aus einem dichten Netzwerk aus Aktivisten und Ärzten in Syrien, eine unabhängige Überprüfung ihrer Angaben ist oft nicht möglich. Der Gewalt in Syrien sind bislang mindestens 162.000 Menschen zum Opfer gefallen, Millionen Syrer sind auf der Flucht.

Die Islamisten handeln streng nach dem Koran. Sure 5 Vers 33 sieht vor: „Der Lohn derer, welche Allah und Seinen Gesandten befehlen und Verderben auf der Erde betreiben, ist der, dass sie getötet oder gekreuzigt werden oder dass ihnen Hände und Füße wechselweise abgeschlagen werden oder dass sie aus dem Lande vertrieben werden.“

Das grausame Vorgehen der Islamisten erinnert an den Völkermord der Armenier durch die Türken im April und Mai 1915. Von den etwa 2 Millionen Armeniern starben damals 1,5 Millionen. Die meisten internationalen Historiker stimmen darin überein, dass es sich um einen absichtlichen, kalkulierten Genozid handelte. Die Beweise sind erdrückend. In Zeugenaussagen wurden dem amerikanischen Senat Beweise für „Verstümmelungen, Gewalt, Folter und Tod [gegeben]“. Die Ar-

menierin Aurora Mardigian, die vergewaltigt und in einen Harem geworfen wurde, konnte fliehen und sah in Malatia die Kreuzigung von 19 Mädchen: „Jedes Mädchen wurde lebend ans Kreuz genagelt, die Nägel wurden durch ihre Füße und Hände getrieben, nur ihre braunen Haare, die im Wind wehten, bedeckten ihre Körper.“ In dem Dokumentarfilm *Auction of Souls* wurden diese Szenen festgehalten.

Heute, hundert Jahre später, wiederholen sich diese Grausamkeiten durch islamische Soldaten und Krieger des neuen Kalifats auf syrischem und irakischem Boden. Das Gebiet der ISIS wächst, und überall, wo das Kalifat sich ausbreitet, herrscht die Scharia in ihren schlimmsten Formen. Aber auch ohne Kalifat nimmt die Christenverfolgung durch Muslime selbst in Ländern zu, in denen angeblich demokratische Gewaltenteilung herrscht, zum Beispiel in der Türkei. Im Januar wurde eine 85-jährige christliche Armenierin erstochen und ein Kreuz in ihren nackten Körper gerammt. Es war die fünfte Attacke innerhalb von zwei Monaten gegen ältere Armenierinnen. Ein 12-jähriger Junge wurde von seinem Lehrer geschlagen und von seinen Mitschülern verfolgt, weil er ein Kreuz um seinen Hals trug, und drei weitere Christen wurden satanisch gefoltert, bevor man ihnen die Kehle aufschlitzte, weil sie die Bibel herausgegeben hatten.

Von Indonesien bis nach Marokko, von Zentralasien bis zur Sub Sahara in Afrika verfolgen, töten, vergewaltigen, versklaven, foltern und vertreiben Muslime Christen. Ziel ist, ähnlich wie vor hundert Jahren in der Türkei, die Vertreibung und Ermordung der Christen. Im Norden Nigerias etwa ist es das erklärte Ziel der Islamisten von Boko Haram, den Norden Nigerias von Christen zu reinigen. Die Antwort der modernen

islamischen Welt auf die Christenverfolgung ist identisch mit der Antwort der Türkei auf den armenischen Genozid: Man leugnet es. Der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt sagte 1918: „Das armenische Massaker war das größte Kriegsverbrechen, und das Versagen, gegen die Türkei vorzugehen, heißt, es zu dulden ... das Versagen, radikal gegen den türkischen Horror vorzugehen heißt, dass alles Gerede von Garantien für zukünftigen Frieden auf der Welt ein verderblicher Unsinn ist.“ Dieses Schweigen war auch dreißig Jahre später trotz vieler Beweise der beste Verbündete der Nazis.

Heute wird mit anderen Methoden vertuscht und relativiert. Man weist zum Beispiel darauf hin, dass die ISIS mehr Muslime getötet habe als Christen. Stillschweigend werden hier Schiiten und Sunniten gleichgesetzt, dabei gilt für die Sunniten der ISIS wie für die sunnitischen Islamisten der Boko Haram, der Al Kaida oder der Shebab-Milizen in Somalia oder auch der Muslimbrüder, dass Schiiten als Abtrünnige zu behandeln seien wie die Christen und Juden und dass man allenfalls taktische Bündnisse mit ihnen eingehen dürfe.

Das Schweigen in den Regierungskanzleien der „christlichen“ Welt des Westens auf die Christenverfolgung im neuen Islamischen Kalifat ist erschütternd. Und ernüchternd. Es zeigt, dass man von Parteien mit dem C im Namen offensichtlich nicht viel oder gar nichts erwarten kann, wenn es um die Rettung von Christen geht. Ungleich viel wichtiger ist ihnen ein Fussballdrama. Oder der ebenfalls grausame Mord an einem palästinensischen Jugendlichen – ein Racheakt jüdischer Extremisten nach dem Mord an drei jüdischen Jugendlichen. Die Barbarei im Nahen und Mittleren Osten greift um sich. Wo stehen die europäischen Regierungen, wo steht Washington? □

Es ist Zeit, die Genderideologie hinter sich zu lassen

Die Auseinandersetzung um die Genderideologie nimmt Formen eines Glaubenskrieges an. Das verwundert nicht. Wir stehen in einer Kulturrevolution. Denn Gender will alle geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen Mann und Frau einebnen. Gender ist dabei Ehe und Familie, also die Grundlagen unserer Gesellschaft und unserer Kultur zu zerstören. Papst Franziskus hat die Genderideologie zurecht als „dämonisch“ bezeichnet. Gender ist der Gegenentwurf zum biblischen Schöpfungsbericht, wo es heißt: „Gott schuf den Menschen, als Mann und Frau schuf er ihn“ (Gen. 1,27). Trotzdem geht von der Genderideologie eine Faszination aus. Warum ist das so? Was macht diese Ideologie attraktiv? Es ist jene Faszination, die auch von der Französischen Revolu-

tion und von Unrecht an Frauen. Der marxistische Sozialismus versprach einen „Neuen Menschen“ zu schaffen. Dieser war ein ideologisches Konstrukt gegen die Natur. Tatsächlich schuf er nur neue Klassenunterschiede und eine der brutalsten Diktaturen der Weltgeschichte.

Die Genderideologie segelt mit dem Rückenwind einer weitgehenden Unkenntnis der wahren Ziele dieser Ideologie und in einer Zeit, in der die Rechte der Frau eine neue Bedeutung gewinnen. Es gibt tatsächlich weltweit Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen. Diese wird von der Genderideologie für ihre Zwecke instrumentalisiert.

Papst Johannes Paul II. ist in seiner Enzyklika „Über die Würde und Berufung der Frau“ („Mulieris Dignitatem“) vom 15. August 1988 auf die Gefahr eingegangen, dass der Kampf gegen die Diskriminierung der Frau benutzt wird, um ihre besondere Eigenart und Würde zu eliminieren. Er sagt, dass der Kampf gegen das Unrecht „unter keinen Umständen zur Vermännlichung der Frauen führen (darf). Die Frau darf nicht – im Namen der Befreiung von der Herrschaft des Mannes – danach trachten, sich entgegen ihrer fraulichen Eigenart die typischen männlichen Merkmale anzueignen. Es besteht die begründete Furcht, dass sich auf einem solchen Weg die Frau nicht verwirklichen wird, sondern vielmehr das entstellen und einbüßen könnte, was ihren wesentlichen Reichtum ausmacht. Es handelt sich um einen außerordentlichen Reichtum“ (S. 27). Wir kennen solche Formen der „Vermännlichung“ in westlichen Gesellschaften. Es sei dahingestellt, ob sich Frauen tatsächlich „selbst verwirklichen“, wenn sie z.B. Kampfsportarten wie Boxen, American Football oder auch den Dienst an der Waffe in der Armee verrichten.

Es ist gewiss verdienstvoll, die Genderideologie in ihren wahren Zielen zu entlarven, auf den Schaden hinzuweisen, den ihre Umsetzung an den Menschen und an der Gesellschaft anrichten würde, sowie auf die Drahtzieher in der EU und in den sogenannten „Nichtregierungsorganisationen“ (NOG) und Medien aufmerksam zu machen. Aber das genügt nicht. Es muss auch der gesellschaftliche und politische Widerstand gegen die Wegnahme des Erziehungsrechtes der Eltern und die Indoktrination der Kinder mobilisiert werden.

Um der Genderideologie entgegen zu wirken, geht es zuerst darum, in den „verschiedenen Bereichen des Zusammenlebens Situationen zu überwinden, in denen die Frau deshalb benachteiligt oder diskriminiert wird, weil sie Frau ist“ (Johannes Paul II. „Mulieris Dignitatem“, S. 27) und die Möglichkeiten zu schaffen, dass sie ihre Fähigkeiten durch freien Zugang zu Schule, Ausbildung und zu den Berufen entfalten kann. Darüber besteht in den westlichen Ländern weithin Konsens.

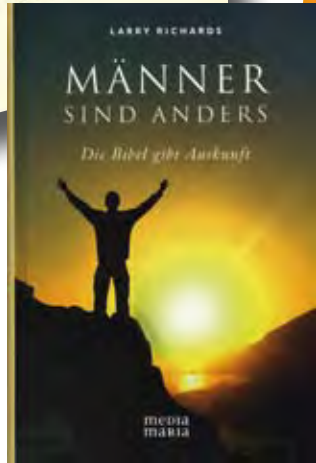
Heute geht es aber wieder darum, die Tatsache bewusst zu machen, dass die Frau ein „anderes Ich im gemeinsamen Menschsein“ als der Mann hat. Die persönlichen Möglichkeiten des Frauseins sind gewiss nicht geringer als die Möglichkeiten des Mannseins; sie sind nur anders“ (Johannes Paul II.).

Die naturgegebenen Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern sind bereits bei kleinen Kindern beobachtbar. Doktor Felix Dirsch hat in seinem Aufsatz „Von Anfang an verschieden“ („Junge Freiheit“, 26.06.14) auf die biologischen Unterschiede hingewiesen. Er stellt fest:

„Wenn man die Unterschiede des weiblichen im Vergleich zum männlichen Gehirn hervorhebt, bedeutet



tion und danach vom Marxismus mit den Parolen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ ausgegangen ist. Die Genderideologie verspricht über die Einebnung der Geschlechterunterschiede die Beseitigung aller Formen von Unterdrückung, von Diskriminie-



das keineswegs, eine Rangordnung aufzustellen. Forschungsergebnisse belegen, dass die Schwäche eines Geschlechts bezüglich des Gehirns durch eine entsprechende Stärke an anderer Stelle ausgeglichen wird. Es gibt Hinweise auf verschiedene Denkweisen, die sich gehirnstrukturell ausgebildet haben und nicht

einfach auf Sozialisationsformen zurückzuführen sind, wie Vertreter der Genderphilosophie meinen.

Dabei geht es weniger um intellektuelle Funktionen, die mittels des Intelligenztests zu erfassen sind, sondern vielmehr um ganz bestimmte intellektuelle Fertigkeiten. So schneiden Frauen im Bereich sprachlicher

Kompetenzen wie auch manueller Fähigkeiten statistisch gesehen besser ab, als Männer. Diese hingegen zeichnen sich eher durch räumliches Denkvermögen und mathematisch-logisches Denken aus.

Zahlreiche Experimente, die schon vor 20 Jahren durchgeführt worden sind, zeigen, dass es sich bei der Hirnsymmetrie des Menschen um ein geschlechtsdimorphes Merkmal handelt. Die Hemisphären bilden sich schon in der Kindheit spezifisch aus. Tast- und Fühlexperimente belegen bei Jungen eine frühere Spezialisierung der Hirnhemisphären auf bestimmte kognitive Fähigkeiten, während bei Mädchen in diesem Punkt größere Plastizität über einen längeren Zeitraum nachweisbar ist.“

Es wäre für die aktuelle Diskussion von Nutzen, wenn die anthropologischen Ursachen der geschlechtsspezifischen Unterschiede und Vorzüge noch mehr erforscht und dargestellt würden, statt der Gesellschaft das egalitäre Zwangskorsett der Gleichmacherei überzustülpen, wie das die Genderideologie will.

Gegen den Nebel der Genderdiskussion wird nur dann wieder klare Sicht aufziehen, wenn die besonderen Eigenschaften und Vorzüge von Frauen und Männern wieder in ihrer ganzen Schönheit aufleuchten. □



Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Wir bitten dringend um Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX ← Bitte Beziehernummer des „FELS“ (ist auf dem Adressetikett) bei der Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG, IBAN DE46 7009 1600 0005 1475 22
BIC GENODEF1DSS. Weitere Banken siehe Impressum Seite 271

Der Aufstand des Gewissens



che Demonstranten, die von ihrem Grundrecht auf Demonstrationsfreiheit Gebrauch machten, vor intoleranten Gegendemonstranten zu schützen.

Dem Demonstrationzug ging eine Kundgebung auf dem Schillerplatz voraus. Als Frau von Beverfoerde gegen 15:00 Uhr bei strömendem Regen die Teilnehmer begrüßte, hatte sich der Platz gut gefüllt. Unter ihren Schirmen hörten die Kundgebungsteilnehmer, bestückt mit Schildern, Luftballons und Fähnchen, die Reden und Grußworte der Publizistin Birgit Kelle, von Gabriele Kuby, Guillaume Got, dem Koordinator Deutschlands von „La Manif Pour Tous“, d.h. der französischen Bewegung gegen das Adoptionsrecht von Homosexuellen für Kinder. Weitere Grußworte sprachen Prof. Dr. Hubert Gindert für das „Forum Deutscher Katholiken“, Hans-Christian Hausmann, stellvertretender Kreisvorsitzender der CDU in Stuttgart und Mitinitiator des AK-Familie in der CDU Stuttgart, Bernd Kölmel, MdEP und Landessprecher der AfD in Baden-Württemberg, Josef Dichgans, Christdemokraten für das Leben in Baden-Württemberg, Dr. Emre Tanay, muslimische Stiftung M.I.H.R.

Am 28. Juni 2014 fand auf dem Schillerplatz in Stuttgart wieder die „Demo für alle“ statt. Hedwig von Beverfoerde, Initiatorin und Motor der Bewegung gegen den „Bildungsplan 15“ der Baden-Württembergischen Landesregierung, hatte dazu aufgerufen. Ziel der Demo ist es, diesen „Bildungsplan 15“ zu Fall zu bringen. Dieser Plan will die naturgegebenen geschlechtlichen Unterschiede von

Mann und Frau einebnen und erreichen, dass alle Formen von Sexualität als gleichwertig und gleichberechtigt gelten sollen. Dies will man erreichen, indem bereits Kinder in den Schulen indoktriniert werden.

Wer sich dem Treffpunkt der Demo vor der Kundgebung näherte, fand zunächst ein Riesenaufgebot an Polizei und eine Reiterstaffel vor, die die Aufgabe hatten, friedli-



Grußwort des „Forum Deutscher Katholiken“ zur Demonstration am 28. Juni 2014 in Stuttgart

Mit dem Bildungsplan 15 der Baden-Württembergischen Landesregierung stehen wir in einem Kulturkampf, der über die Grenzen dieses Landes hinausreicht. Wir haben diesen Kulturkampf nicht gesucht, er wird uns aufgezwungen. Herr Kretschmann, Sie können diesen Kulturkampf mit der Genderideologie, die Papst Franziskus als „dämonisch“ bezeichnet hat, nicht gewinnen, weil er gegen die Natur, gegen die Vernunft und gegen Gott ist.

Es ist höchste Zeit, den Widerstand zu organisieren. Wir verlangen nicht, dass der Bildungsplan 2015 modifiziert wird. Er

muss vollständig zurückgezogen werden.

Um die Herausforderungen unserer Zeit zu bestehen brauchen wir Frauen und Männer, die nicht durch die Genderideologie so verunsichert und manipulierbar geworden sind, dass sie ihre Identität verlieren.

Wir stellen uns im Interesse unserer Kinder, unserer Familien und unserer Gesellschaft diesem Kulturkampf. Wir werden ihn gewinnen!

Liebe Freunde des „Forum Deutscher Katholiken“. Ich möchte Sie ganz dringend einladen am 28. Juni 2014 zur Demo gegen Gender nach Stuttgart zu kommen. Die Demo



beginnt um 15:00 Uhr in Stuttgart auf dem Schillerplatz, direkt neben dem Schlossplatz. Kommt in großer Zahl!

*Ihr Hubert Gindert
1. Vorsitzender des
„Forum Deutscher
Katholiken“*

Der Gedanke einer breiten Allianz, die sich gegen die Zerstörung der Familie zusammenschließen und die nicht nur Christen, sondern auch andere Religionen und „alle Menschen guten Willens“ einschließt, ist strategisch zweifellos richtig.

Nach der Kundgebung formierte sich der Demonstrationzug in Richtung Staatstheater, gut abgeschirmt von 800 (!) Polizisten und einer Reiterstaffel gegen die Gegendemonstranten, die mit hassefüllten Gesichten ihre Parolen hinausschrien. Ein langer, bunter und friedlicher Demonstrationzug von über 1.000 Frauen, Männern und Kindern er-

reichte den Platz vor dem Staatstheater, wo die Abschlusskundgebung, skandiert mit Rufen stattfand: „Wir kommen wieder!“

Die Demo war ein Aufstand des Gewissens. Die Teilnehmer haben ein Zeichen gesetzt. Angesichts der Bedeutung des „Bildungsplan 15“ mit der dahinter stehenden Genderideologie, der zweiten Kulturrevolution nach der von 1968, hätten wesentlich mehr dem Aufruf der Initiatorin folgen müssen. Warum kommen nicht mehr, um gegen diesen verhängnisvollen Bildungsplan zu protestieren? Gewiss haben wir in Deutschland nicht die Demonstrationskultur, wie

z.B. in Frankreich, Spanien oder Italien. Trotzdem bleiben Fragen. Wo sind z.B. die dem vorrangigen Erziehungsrecht der Eltern verpflichteten Gemeinschaften oder die der Kirche verbundenen neuen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen? Wo sind die berufenen geistlichen Führer des Volkes, nämlich die Bischöfe, die in Polen, der Slowakei oder – wie der mutige Churer Bischof Huonder – die gegen die Genderideologie Stellung bezogen haben? Man kann davon ausgehen, dass sich die Zahl der Demonstranten vervielfachen würde, wenn die Bischöfe dazu aufrufen oder sogar selber mit auf die Straße gingen. □



Die katholische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus

(Theologische Sommerakademie Augsburg 2013)

I. Vorbemerkungen:

In meinen Ausführungen geht es nicht um Apologetik. Ich liebe meine Kirche, aber bei allem, was mir heilig ist, versichere ich, dass ich mich um größtmögliche Objektivität bemühe. Es geht primär um die historische Wirklichkeit und nicht um die Produktion von „Heiligenlegenden“.

Das Thema ist sehr umfangreich, lässt sich selbst an einem ganzen Wochenende nicht erschöpfend abhandeln. Wir müssen uns auf die wichtigsten Fakten und Gesichtspunkte beschränken. Das Gesamtbild muss stimmen und aufschlussreich sein. (Wer tiefer einsteigen möchte, den verweise ich auf mein Buch „Die Schuld. Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und der Gegenwart“. Es gibt Restexemplare der 2. Auflage für einen geringen Preis. Ich verdiene daran nichts.)

Es sei mir gestattet, mich kurz vorzustellen:

Am 25. Dezember 1931 kam ich in München zur Welt. Um mir die Gnade der Taufe nicht unnötig lange vorzuenthalten, wurde ich noch am gleichen Tag in der Kirche St. Korbinian, Untersending, getauft. Gefirmt hat mich im Sommer 1943 in St. Michael, Neuhauserstraße, Michael Kardinal Faulhaber, die namhafteste Stimme des deutschen Katholizismus jener Jahre, von Freund und Feind geachtet.

Bevor Hitler an die Macht kam, gehörte mein Vater zusammen mit Alois Hundhammer der Bayernwacht an, einer Organisation der Bayerischen Volkspartei, die der Abwehr des militanten NS dienen sollte. In der Bayernwacht befanden sich auch Juden. Als Hitler legal an die Macht kam, löste sie sich auf.

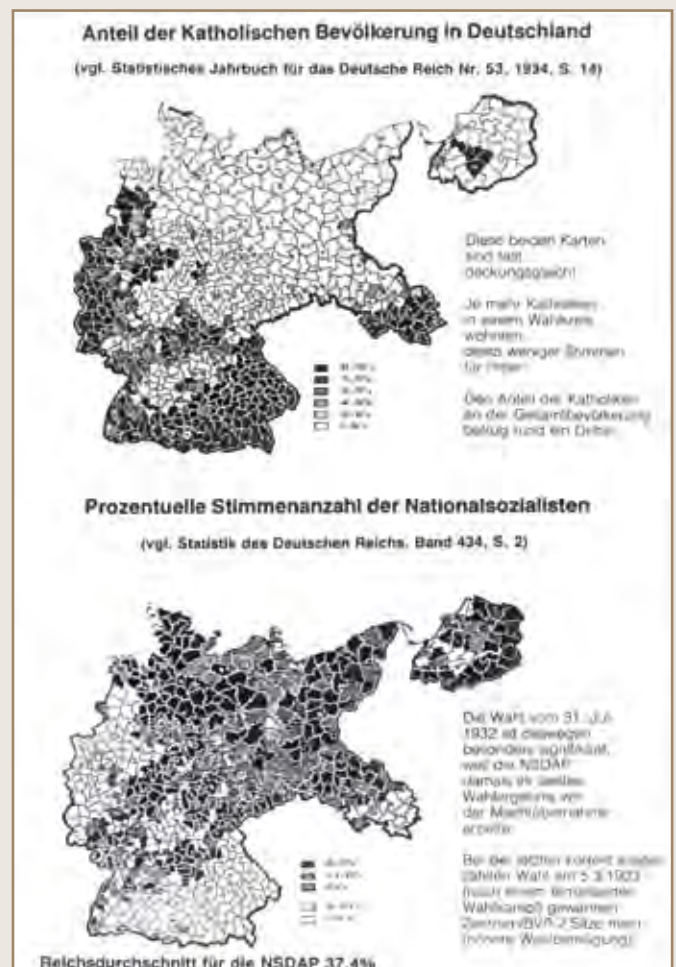
Von Hundhammer sind Texte erhalten, die seinen Referaten gegen den Antisemitismus der NS zugrundelagen. Von meinem Vater hat ein Tagebuch des Jahres 1930 überlebt. Unter dem Datum 28. April 1930 steht dort zu lesen: „Mit H. Biegler eine Auseinandersetzung wegen der Nationalsozialisten, die doch große Feinde unserer katholischen Kirche sind. Arme Menschen, die solchem gottlosen Gesindel nachlaufen. Abends waren Adolf und ich bei H. H. Stadtpfarrer wegen der Kirchenwacht am 1. Mai, damit die Kirche v. d. Roten nicht beschmutzt und beschädigt wird.“

Hundhammer und mein Vater haben die NS-Ära als politisch Verfolgte überlebt. Keiner der Freunde war je Mitglied einer NS-Organisation. Darauf hinzuweisen erscheint mir notwendig, damit jeder weiß, in welchem Geiste ich erzogen wurde. Ich war nie Mitglied in der Hitlerjugend.

II. Kirche und NS vor 1933

1. Dem in Deutschland aufkeimenden Antisemitismus trat das Heilige Offizium entschieden entgegen. Da der Papst „allen Neid und alle Eifer-

Beide Landkarten zeigen, dass Hitler bei den Katholiken auf Ablehnung stieß.



sucht zwischen den Völkern verteilt“, heißt es in einer Verlautbarung vom 25. März 1928, so verdammt er auch aufs schärfste den Hass gegen das einst von Gott auserwählte Volk, jenen Hass nämlich, den man allgemein heute mit dem Namen ‚Antisemitismus‘ zu bezeichnen pflegt.“

2. Im August 1932, also fünf Monate bevor Hitler Reichskanzler wurde, erließ die gesamtdeutsche Fuldaer Bischofskonferenz „Richtlinien“, in denen zu lesen steht: „Sämtliche Ordinariate haben die Zugehörigkeit zu der [Hitler-]Partei für unerlaubt erklärt, weil 1. Teile des offiziellen Programms derselben, so wie sie lauten und wie sie ohne Umdeutung verstanden werden müssen, Irrlehren enthalten ...“

III. Kirche und NS während der Hitlerherrschaft

1. Am Palmsonntag des Jahres 1937 wurde von allen Kanzeln der katholischen Kirche Deutschlands eine in deutsch abgefasste Enzykli-

lika verlesen, die der Papst speziell gegen Hitler-Deutschland erlassen hatte. Sie beginnt mit den Worten: „Mit brennender Sorge ...“ Auch sie hätte schwerlich eindeutiger sein können. Daraus einige Sätze:

„Wer immer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung – die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehrengiebenden Platz behaupten – aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und verfälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge ... Nur oberflächliche Geister können der Irrlehre verfallen, von einem nationalen Gott, von einer nationalen Religion zu sprechen ... „

Auch unter der Überschrift „Reiner Christusglaube“ werden „Blut und Rasse“ in ihre Schranken gewiesen: Der im Evangelium Jesu Christi erreichte Höhepunkt der Offenbarung ist verpflichtend für im-

mer. Diese Offenbarung kennt keine Nachträge, ... die gewisse Wortführer der Gegenwart aus dem sogenannten Mythos von Blut und Rasse herleiten wollen.

Die Ausführungen unter „Reiner Kirchenglaube“ betonen die Gleichwertigkeit aller Menschen: „Unter ihrem [der Kirche] Kuppelbau ist Platz und Heimat für alle Völker und Sprachen, ist Raum für die Entfaltung aller von Gott dem Schöpfer und Erlöser in die Einzelnen und in die Volksgemeinschaften hineingelegten Eigenschaften, Vorzüge, Aufgaben und Berufungen.“

2. Der Papst beendete seine Weihnachtsansprache des Jahres 1942, nachdem er der gefallenen Soldaten, der Witwen und Waisen, der Flüchtlinge und Kriegsoffer gedacht hatte, mit einem Appell, den Frieden zu suchen. „Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die ohne eigene Schuld manchmal nur wegen ihrer Nationalität oder der Abstammung dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind.“



Oben: Die NS-Zeitschrift „Der Stürmer“ wirft den Bischöfen vor, sie würden mit Juden und Kommunisten paktieren. Folglich betrachten die Nationalsozialisten die Kirche als grundsätzlichen Gegner.

Rechts: Auch diese Karikatur belegt, dass die Nazis gegen die Juden und gegen die Priester gemeinsam hetzen.“ Ein kirchlicher Antisemitismus in der NS-Zeit, wie er heute oft behauptet wird, hat also keine historische Grundlage.



3. Die deutschen Bischöfe haben mehrmals Hirtenbriefe verfasst und verlesen, in denen sie die elementaren Rechte der Menschen betonen, so im März 1942 Faulhaber: „Wir deutschen Bischöfe werden nicht nachlassen, gegen die Tötung Unschuldiger Verwahrung einzulegen. Wir legen größten Wert darauf, nicht nur für die religiösen und kirchlichen Rechte an zuständiger Stelle einzutreten, sondern auch für die allgemein-menschlichen gottverliehenen Rechte des Menschen. An der Achtung und Erhaltung auch dieser Rechte ist jeder ehrenhafte Mensch interessiert; ohne sie muss die ganze abendländische Kultur zusammenbrechen ... Jeder Mensch hat das natürliche Recht auf Leben und die zum Leben notwendigen Güter.“

IV. Die Kirche im Urteil der Täter

Die Nationalsozialisten waren weder blind noch taub. Längst vor 1933 und danach haben sie die ka-

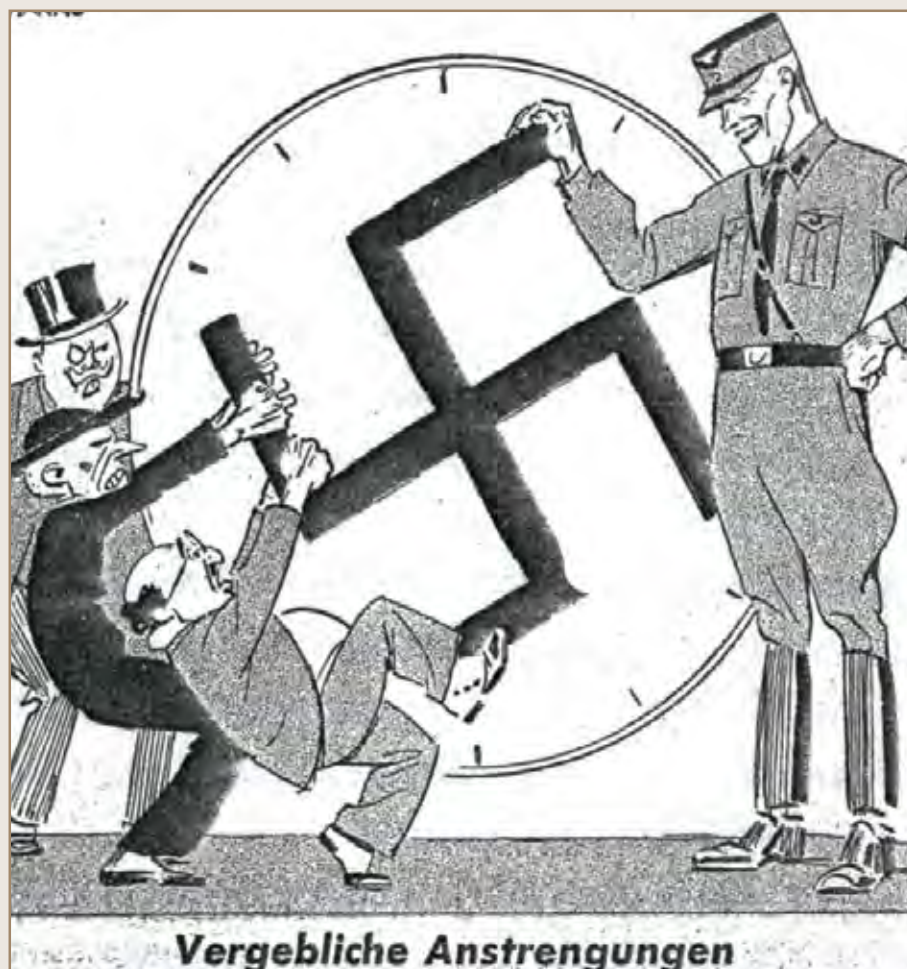
tholische Kirche als ihre große Gegnerin angesehen und ab 1933 auch physisch bekämpft. Zu den ersten KZ-Insassen zählten profilierte Katholiken, ebenso zu den ersten Mordopfern des Systems, so der Journalist Fritz Gerlich, der Vorsitzende der Katholischen Aktion im Bistum Berlin Erich Klausener, der Reichsführer der Deutschen Jugendkraft Adalbert Probst.

Wenige Wochen vor dem Novemberpogrom 1938 schrieb die Parteizeitung der NSDAP, der Völkische Beobachter, klar und unmissverständlich: „Der Vatikan hat die Rassenlehre von Anfang an abgelehnt. Teils deshalb, weil sie vom deutschen Nationalsozialismus zum ersten Mal öffentlich verkündet wurde, und weil dieser die ersten praktischen Schussfolgerungen aus der Erkenntnis gezogen hat; denn zum Nationalsozialismus stand der Vatikan in politischer Kampfstellung. Der Vatikan musste die Rassenlehre aber auch ablehnen, weil sie seinem Dogma von der Gleichheit aller Menschen widerspricht, das wiederum eine Folge des katholischen

Universalitätsanspruchs ist und das er, nebenbei bemerkt, mit Liberalen, Juden und Kommunisten teilt.“ Diese Sätze verdienen es, mehrmals gelesen zu werden.

Die Katholiken saßen also neben den Juden auf der Anklagebank des Regimes, was damals jedermann wusste. Doch die totale Abrechnung mit ihnen sollte auf die Zeit nach dem Endsieg aufgeschoben werden, um die Kriegsziele nicht zu gefährden. Trotzdem richtete sich der Pogrom 1938 nicht nur gegen die Juden. So hieß es in München in einem „Aufruf an alle“: ... Das nationalsozialistische München demonstriert heute Abend 20 Uhr in 20 Massenkundgebungen ... gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen ...“ Die „Schwarzen“, das waren die Katholiken. Parteihörige Pöbelmassen rückten gegen das Palais des Münchner Bischofs vor, beschädigten die Mauern und drohten, das Tor zu stürmen.

Nachdem der Papst in seiner Weihnachtsansprache 1942 der nur ihrer Abstammung wegen Ermordeten gedacht hatte, urteilte der NS-



Die Reaktion, nämlich der Jude, der Pfaffe, der Kapitalist alle drei versuchen, das Rad der Geschichte anzuhalten, das der S.A. Mann mühelos weiterbewegt.

Aus: „Der S.A. Mann Nr. 1, 1938

Der Nationalsozialismus richtet seinen Spott gemeinsam gegen „Juden, gegen Pfaffen und gegen Kapitalisten.“

Sicherheitsdienst: „Er [der Papst] beschuldigt tatsächlich das deutsche Volk der Ungerechtigkeit gegenüber den Juden, und er macht sich zum Sprecher der Juden, der Kriegsverbrecher.“

V. Kirche und Katholiken im Urteil der Opfer

Wie haben die Juden, insbesondere in Deutschland, die katholische Kirche und jene Katholiken wahrgenommen, die treu zu Kirche und Papst standen?

Das Organ des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens verstand die zitierte Verlautbarung des Vatikan vom Jahre 1928: „Die höchste Stelle der katholischen Kirche hat ... ganz unzweideutig den Antisemitismus als unchristlich gebrandmarkt. Für uns ist das Gefühl der Verantwortung bemerkenswert, das sich in den Kundgebungen ausspricht, einer Verantwortung gegenüber der inne-

ren Wahrheit der Religion, ja auch gegenüber der Menschheit.“

Der namhafteste Chronist der NS-Ära ist Victor Klemperer. Seine damaligen Erlebnisse, Gespräche, Eindrücke füllen acht Bände Tagebücher von unschätzbarem Wert. Wenn er von Katholiken spricht, dann immer voll Hochachtung. Sie sind Gegner des Regimes und sitzen im selben Boot wie die Juden.

Die Hauptsynagoge in München musste auf Hitlers Geheiß bereits im Sommer 1938 abgerissen werden. Wohin mit der Orgel? fragten sich die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde. Einer davon war Carl Oestreich. Er erinnert sich: „Am nächsten Morgen rief ich das immer hilfsbereite katholische Ordinariat München an und verkaufte die erst einige Monate vorher eingebaute Orgel um nahezu den Gestehtungspreis.“ An der Spitze des immer hilfsbereiten Ordinariats stand kein anderer als Kardinal Faulhaber.

Daher nimmt es nicht wunder, dass sich die katholische Kirche sowohl bei den Westalliierten (Ernst von Weizsäcker wurde in Nürnberg

„wegen Verfolgung von Juden, Katholiken und anderen Minderheiten“ verurteilt) wie bei vielen Juden im Krieg und nach dem Krieg eines großen Respektes erfreute. Zu den sehr namhaften Laudatores zählt Albert Einstein, der schon Ende 1940 bekannte: „Nur die katholische Kirche protestierte gegen den Angriff Hitlers auf die Freiheit. Bis dahin war ich nicht an der Kirche interessiert, doch heute empfinde ich große Bewunderung für die Kirche, die als einzige den Mut hatte, für geistige Wahrheit und sittliche Freiheit zu kämpfen.“

1945 trat der römische Oberrabbiner Israel Zolli gemeinsam mit seiner Frau zum katholischen Glauben über und nahm den Taufnamen Eugenio an in Verehrung des Papstes Eugenio Pacelli. Seine Erlebnisse führten bei Victor Klemperer zu der Einsicht (5. Mai 1945), „dass wir eigentlich katholisch werden müssten.“

VI. Schlussbetrachtungen

Es gibt schon zu denken, dass in der Nachkriegsära und bis heute nicht die Opfer als Ankläger auftreten, sondern Ausländer oder Nachgeborene, die keinerlei eigene Erfahrungen, geschweige denn Heldentaten vorzuweisen haben. Wie redlich ist es, alles auszublenden, was die damals Lebenden entlasten könnte? Die Kirche ist, wie unbestritten, eine Kirche der Heiligen und der Sünder. Aber wehe denen, die das Gebot missachten: Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten und deshalb ungerechte Urteile fällen.

Manch einer mag sich fragen: Warum hat der Papst nicht noch deutlicher gesprochen? Die holländischen Bischöfe haben noch deutlicher gesprochen und dadurch bewirkt, dass die jüdischen Katholiken Hollands unverzüglich deportiert wurden, weshalb die dortigen Bischöfe der Kritik ausgesetzt sind. Hitlers irrationale Reaktionen waren unberechenbar, wie der Pogrom 1938 zur Genüge zeigt. Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ beweist, dass sich Hitler auch durch noch so klare und scharfe Worte nicht von seinen Zielen abbringen ließ. □



Auch diese Karikatur zeigt, dass die SS die Kirche als grundsätzlichen Gegner einschätzt.

Es fehlt am Mut zu notwendigen Korrekturen!

Das Papier „Yourope“ der „Katholischen Jungen Gemeinde“ (KJG) zur Europawahl hat Entrüstung ausgelöst. Darin fordert die KJG u.a. Zugang zu kostenlosen Verhütungsmitteln aller Art, sowie freien und sicheren Zugang zur Abtreibung. Im EU-Deutsch heißt dies „kostenfreien und sicheren Zugang zu sexueller und reproduktiver Gesundheitsversorgung“ und „Recht auf sexuelle Selbstbestimmung“.

Die KJG ist ein „großzügig mit Kirchensteuergeldern finanzierter“ Jugendverband. Sie zählt rund 80.000 Mitglieder in 24 Diözesanverbänden. Der Fall ist deswegen so bemerkenswert, weil er aufzeigt, was in der Katholischen Kirche in Deutschland möglich ist, weil wirkliche Konsequenzen auf Fehlverhalten ausbleiben.

Matthias Kopp, der Pressesprecher der Deutschen Katholischen Bischofskonferenz (DKB) teilte am Freitag, den 6. Juni 2014 auf Anfrage mit: „Bereits vor mehreren Wochen hat der Vorsitzende der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann, kurz nach Bekanntwerden des Dokumentes ein Gespräch mit der Bundesleitung der KJG geführt und unmissverständlich erklärt, dass das Dokument in dieser Fassung in bestimmten Passagen völlig unvereinbar mit der katholischen Lehre sei. Die Bundesleitung hat sich für den Vorgang entschuldigt und ihre Fehler eingeräumt. Das Dokument wurde umgehend geändert“. Tatsächlich war aber die Publikation noch am gleichen Freitag, den 6. Juni, um 13:00 Uhr auf der Homepage der KJG abrufbar. Erst am späten Nachmittag wurde das Dokument nach Aufforderung der DBK gelöscht. Von personellen Konsequenzen oder dem Entzug von Kirchensteuermitteln ist nichts bekannt.

Ein Kommentator (Kathnet 7.6.14) meinte: „Es sei wenig sinnvoll, zu lange bei einem solchen Einzelfall zu verharren... die Publikation der KJG (dürfte) kaum... ein Minimum an Wahrnehmung erlangen... es ist ein Problem genereller Natur... der Skandal geht tiefer“. Letzteres mag durchaus richtig sein. Die KJG hat

Auf dem Prüfstand

immerhin 80.000 Mitglieder, die sie mit ihrer Homepage erreichen kann! Und, wenn es dann beim Kommentator weiterhin heißt: „Der Verdacht, dass es sich oft nicht nur um Böswilligkeit handelt, wenn von der Lehre der Kirche abweichende Meinungen vertreten werden, sondern um erschreckende Unkenntnis“, dann wäre eben den Ursachen dafür nachzugehen und entsprechende Konsequenzen einzufordern. Der Kommentator verweist auf den Fragebogen der Familiensynode, nach dem „die Lehre der Kirche in Fragen der Ehe-, Familien- und Sexualmoral in der verbandlichen Jugendarbeit nicht vorkommt“. War das den für die katholische Jugendarbeit Verantwortlichen unbekannt? Wer „großzügig Kirchensteuergelder“ an die KJG vergibt, hat die Pflicht nachzuschauen, was mit dem anvertrauten Geld geschieht. Im Übrigen haben die KJGler neun Jahre Religionsunterricht, in dem sie auch etwas über die „Ehe-, Familien- und Sexualmoral der Kirche“ gehört haben sollten. Wenn das nicht geschieht, dann ist zu fragen, welchen Wert dieser Religionsunterricht hat, der sich „katholisch“ nennt. Auch hier wären demnach Reformen bzw. Konsequenzen überfällig.

Die 1970 gegründete KJG hatte bereits in den 70er und 80er Jahren immer wieder erhebliche Konflikte mit der Deutschen Bischofskonferenz. Der Verband kritisierte „starre Hierarchien in der Kirche und das offizielle katholische Frauenbild“ (Wikipedia). Es handelt sich also bei „Yourope“ nicht um einen bedauerlichen „Ausrutscher“. Bundesweit wurde 1983 der Skandal um das sogenannte „Songbuch“ bekannt, das

erst auf massive Intervention von Erzbischof Dyba aus dem Verkehr gezogen wurde. Was der KJG tatsächlich fehlt, ist die Bereitschaft, ein Zeugnis für die Katholische Kirche in der Jugend und in der Öffentlichkeit zu geben. Wenn das aber so ist, wozu braucht die Kirche die KJG? Wenn die Verantwortlichen nicht mehr den Mut haben, Konsequenzen zu ziehen, z.B. der KJG das Prädikat „katholisch“ zu entziehen, anvertraute Kirchensteuergelder zu sperren oder den Verband aufzulösen, brauchen sie sich nicht zu wundern, dass man sie nicht mehr ernst nimmt und, was noch viel schlimmer ist, dass die Forderung nach Neuevangelisierung in Deutschland als Farce empfunden wird.

Hubert Gindert

Wo liegt das Problem?

Aus Syrien, dem Libanon und dem Irak kommen Flüchtlinge als Asylbewerber zu uns. Es sind insbesondere die Christen, die in diesen Ländern an Leib und Leben bedroht sind. Die Bereitschaft, sie bei uns aufzunehmen, hält sich in Grenzen.

Gehen wir in der Zeitgeschichte etwas zurück auf die Jahre 1945-47: Damals kamen über sechs Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene aus Ostdeutschland (Schlesien) und aus der Tschechei in unser Land, das am Boden lag, ausgebombt, zerstört, besiegt. Hunger und Arbeitslosigkeit überall. Die Wohnungen waren eng und überfüllt. Die Ankömmlinge mussten trotzdem aufgenommen werden. Es brach keine soziale Revolution aus. Als nach der Währungsreform von 1948 der Wiederaufbau einsetzte und sich nach wenigen Jahren das „Wirtschaftswunder“ abzeichnete, wurden die Arbeitskräfte knapp. Gastarbeiter mussten im Ausland angeworben werden.

Heute besteht in Deutschland weithin Wohlstand. Es gibt auch soziale Probleme auf hohem Niveau. Mittlerweile setzt sich die Erkenntnis durch, dass wir ein überaltertes Volk sind und einer demografischen Katastrophe entgegen taumeln. Wir sind zum Einwandererland geworden. Trotzdem haben wir Probleme, die heutigen Flüchtlinge und Hei-

matvertriebenen aufzunehmen. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ schreibt am 9. Juli 2014 unter der Überschrift „Flüchtlingsproblem in Bayern wächst“ – „weil sich die Zahl der Asylbewerber in Bayern binnen eines Jahres verdoppelt hat ... bis Ende des Jahres sollen rund 30.000 Flüchtlinge im Freistaat untergebracht werden – vor fünf Jahren waren es lediglich gut 6.000“.

Es handelt sich, wie gesagt, vor allem um Christen. In den Heimatländern sind sie die aktive Schicht. Sie haben ein gutes Schulsystem. Das ist eine weitere gute Voraussetzung für die Integration in unsere Gesellschaft und Wirtschaft. Diese Flüchtlinge wollen sich eine neue Existenz aufbauen. Wir sollten sie dabei unterstützen. Es gibt einen Einwand: Gesetze und Vorschriften stünden einer Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung entgegen. Aber Gesetze sind für die Menschen da und nicht umgekehrt. Sie können jederzeit mit Mehrheit geändert werden, wenn man das will! Wo steckt das Problem?

Hubert Gindert

Gedenken

Am 5. Juli, dem Tag der „Sieben Freuden Mariens“ und „Herz-Mariä Samstag“, verstarb in Fulda Msgr. Ludwig Vogel, der Ehrenvorsitzende des Fatima-Apostolates für Deutschland. Den Freunden der Zeitschrift des „Fatima-Apostolates“ ist Msgr. Vogel als langjähriger Chefredakteur eine bekannte Persönlichkeit. Prälat Vogel war auch dabei, als am 30. September 2000 in Fulda das „Forum Deutscher Katholiken“ gegründet wurde. Msgr. Vogel nahm, so lange es ihm gesundheitlich möglich war, regen Anteil an der Entwicklung der Kongresse „Freude am Glauben“. Er förderte und unterstützte die Arbeit des Forums Deutscher Katholiken nach Kräften. Wir werden Msgr. Vogel in dankbarer Erinnerung behalten.

Christen werden weltweit verfolgt

Der Weltverfolgungsindex, den „Open Doors“ jedes Jahr neu erstellt, zeigt die 50 Länder, in denen Christen am härtesten verfolgt werden. De facto ist es so, dass Christen in mehr als 100 Ländern verfolgt werden. Zahlen können wir uns wahrscheinlich sowieso nicht merken, aber die eine Zahl sollten Sie doch wenigstens einmal gehört haben. 70 Prozent aller Menschen – das sind also sehr, sehr viele – 70 Prozent aller Menschen leben in Ländern, wo sie ihre Religion nicht frei wählen können. Das ist für uns unvorstellbar. Denn wir können am Sonntag ganz gut entscheiden, gehe ich zu den Katholischen, zu den Evangelischen, zu den Freikirchlichen, zu den Orthodoxen, gehe ich in den Hindutempel oder gehe ich einfach in den Park und spiele Fußball oder bleibe ich liegen. Niemand wird an deiner Haustür stehen und wird dich auffordern, irgendwo zu irgendeiner Veranstaltung zu erscheinen, aber in vielen anderen Ländern ist es so: Wenn du einer bestimmten dort vorherrschenden Religionsgemeinschaft nicht angehörst, bist du verdächtig, eventuell sogar ein staatszersetzendes Element wie z. B. in Diktaturen wie Nordkorea: Wenn du dort dem Führerkult oder dem Diktatorkult, dem Personenkult im Land nicht nachfolgst, dann bist du einer, der wahrscheinlich sein Leben verliert oder auf jeden Fall im Arbeitslager landet.

„Open Doors“ erstellt also diese Liste jedes Jahr neu anhand der Angaben der Christen in diesen Ländern. Die Christen dort – nicht alle natürlich, das ist eine ausgewählte Anzahl – erhalten Fragebögen zu ihrer Situation, wie sie ihren Glauben in diesen Ländern leben können. Ganz privat: Kannst du zu Hause ungestört deine Bibel lesen oder musst du das heimlich tun? Und wenn du dabei erwischt wirst, was passiert dann?

In Nordkorea kannst du keine Bibel lesen. Wird eine Person in Nordkorea mit einer Bibel erwischt, so kann das die Todesstrafe bedeuten. Auf jeden Fall wird es mindestens Arbeitslager bedeuten für diese Person und für die gesamte Familie.

Zweitens, Leben in der Familie: Kannst du in deiner Familie über deinen Glauben, über deinen christlichen Glauben reden? Ist das möglich?

Das kannst du in Saudi Arabien nicht ohne weiteres. In Afghanistan, wenn du Christ bist und in deiner Familie sind Muslime, dann ist dir nicht anzuraten, dass du mit deiner Familie über deinen neuen Glauben sprichst. Das könnte das letzte Mal sein, dass du überhaupt irgendetwas gesagt hast. Christen in Afghanistan leben im Untergrund.

Drittens: Kannst du in der Gesellschaft deinen Glauben zeigen oder musst du da mit Diffamierungen, mit Ausgrenzungen, mit Übergriffen, mit Schlägen, mit Brandschatzung, mit Entführung und dgl. rechnen?

Viertens: Gibt es ein kirchliches Leben in diesem Land? In Afghanistan z. B. gibt es keine Kirchen mehr, schon seit Jahren.

Ein weiterer Bereich, den wir abfragen: Wie sieht es mit gewaltsamen Übergriffen in diesem Land aus? Also abgesehen von dem, wie die Bedrängnis im Allgemeinen ist, was wird uns berichtet aus diesen Ländern an Brandschatzung: Niederbrennen von Häusern bzw. von Geschäften und Geschäftshäusern von Christen, Niederbrennen von Kirchen und auch Zerstörung von Häusern, Kirchen und von christlichen Einrichtungen; geschehen Morde an Christen?

*Ado Greve
aus dem Vortrag „Die Verfolgte
Gemeinde“, Theologische
Sommerakademie 2013*

Fotonachweise: 227 KNA-Bild; 228, 246 H. Kretschmer: Wie Noah die Tiere gerettet hat, Prestel-Verlag, S. 21 u. S. 9; 230 privat; 231, 242, 249 Archiv; 234-237, 239 Privat Eisner und Pfarrei Maria Himmelfahrt Kaufering; 238 Der Oberbayerische Fest-Täg und Alte-Bräuch Kalender 2013, Raab-Verlag, Iffldorf; 240 Zeltner; 243 W. Chamoni: Das wahre Gesicht der Heiligen; 247 Vatikan, Edizioni Musei Vaticani, S. 60; 248 Wikimedia commons; 251-254 Liminski; 258, 259 crative commons, demofu-eralle; 260-263 K. Löw: die Schuld, S. 31, 117, 120, 153, 159, 182, 185, 190, 193

Quelle und Bild S. 272: Martyrologium „Zeugen für Christus“ | Seite 61 bis 64, Verfasser: Engelbert M. Buxbaum

„Die Leute sollen Christus begegnen“

Mit großem Jubel und mancherlei Erwartungen ist der neue Bischof von Passau Stefan Oster begrüßt worden. Fünf Wochen nach seiner Bischofsweihe und seinem Amtsantritt befragte ihn die „Passauer Neue Presse“ über seinen Standpunkt in umstrittenen kirchlichen Fragen („Wiederverheiratete Geschiedene, Zölibat und andere heiße Eisen“) und über seine ersten Erfahrungen (PNP, 28.6.2014, Seite 10: „Wir brauchen einen langen Atem“).

Erste Frage: Sie sind jetzt fünf Wochen im Amt. Wurden Sie nach all dem Jubel des Anfangs schon mit persönlicher Kritik konfrontiert?

Bischof Oster: Vereinzelt. Aber vielleicht ist es jetzt auch noch nicht so weit. Ich nehme immer noch diesen Jubel wahr, aber ich nehme ihn durchaus zweideutig wahr. Die Erwartungshaltung hängt hoch, und ich habe sehr bewusst gesagt: Ich bin auch katholischer Dogmatiker. Ich vertrete den Glauben der Kirche und habe sehr feierlich versprochen, das auch zu tun. Und nur weil einer als nett empfunden wird, ist es noch nicht so, dass er den Glauben der Kirche auf den Kopf stellt.

Einschlägiges aus weiteren Antworten des Bischofs:

Gerade was die heiklen Themen betrifft, da habe ich den Eindruck, dass wir nicht besonders gut sind im Erklären. Warum sind so wenig Menschen in der Lage, positiv darzustellen, was die Kirche zu den Knackpunkten sagt? Denn vielleicht wäre das, was sie zu sagen hat, doch nicht nur verknöchert und alt, sondern aus der Perspektive des Glaubens vernünftig und dient wirklich dem Menschen. Also: Ich will erklären und mit den Menschen lernen, ein wenig tiefer zu blicken. (...)

Ich bin ein leidenschaftlicher Verkünder des Wortes Gottes. Das sehe ich als meine erste Aufgabe. Die Leute sollen Christus begegnen in dem, was wir tun, im Feiern des Gottesdienstes und im Dienst an den Menschen. Allen anderen kirchlichen Aktivitäten dienen diesem Ziel: In einer altmodischen Sprache. Dem Heil der Seelen. (...)

(Siehe dazu Seite 267 dieses Heftes: „Das Versprechen vor der Bischofsweihe“)

Wie der Dialog gelingt

Am 29. Juni wurde Stephan Burger im Freiburger Münster zum Bischof geweiht und in sein Amt als Erzbischof von Freiburg eingeführt. Kathnet dokumentierte

Zeit im Spektrum

die anschließende Ansprache des neuen Erzbischofs am 30. Juni 2014. Hier der Anfang und einige weitere Sätze daraus.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, die eigentliche Weiheliturgie ist vorüber, ein „frisch gebackener“ Bischof steht vor Ihnen. Was kann, was soll ich jetzt noch sagen, nach diesen für mich und vielleicht auch für Sie sehr intensiven Eindrücken, den Momenten der besonderen Indienstnahme durch Gott? Vielleicht erwarten sie eine Grundsatzklärung, ein Regierungsprogramm? Einige Male bin ich in den letzten Wochen danach gefragt worden. Doch ich gestehe, ein solches Programm mit Ausdifferenzierungen und konkreten Handlungsanzeigen gibt es noch nicht. Ein solches Programm mag bestenfalls in meinem Leitspruch zusammengefaßt sein: Christus in cordibus, Christus in den Herzen. Aber wie es umsetzen? Hier werden Sie mir helfen müssen, weil es nicht nur um mein Herz geht, sondern um unser aller Herzen. Christus will in unseren Herzen Wohnung nehmen, bei uns zuhause sein. Auch mit dieser Feier ein Stück. Er schenkt sich.

Von uns braucht es dazu nur die Offenheit, sich auf ihn einzulassen. Ein Prozess, der nicht erst heute beginnt, ein Prozess, der auch nicht in ein paar Jahren gelingt. Christus in cordibus, damit dies gelingen kann, dafür will ich mich einsetzen. (...)

Das Volk mit den Hirten, die Hirten mit dem Volk, beide bleiben aufeinander verwiesen – oder soll ich besser sagen: Beide bleiben im Dialog? Dieser Dialog kann dann gelingen, wenn er seine Inhalte aus der Hinordnung auf Christus bezieht und sich nicht nur mit rein menschlichen Vorstellungen und Erwartungen begnügt (...)

„Schritte des Friedens tun“

Im Gedenken an den Beginn der Ersten Weltkrieges von 100 Jahren wies der Bischof von Fulda und Pax-Christi-Präsident, Heinz Josef Algermissen, in einer

Erklärung auf die Einbindung mancher damaliger Bischöfe in den nationalistischen Zeitgeist hin und forderte zum Einsatz für den Frieden auf („Schritte des Friedens tun“, in „Die Tagespost“, 26.6.2014).

(...) Im August 1914 zogen die deutschen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung und dem Läuten der Glocken zum Kampf aus. Dieser Weg in den Krieg wurde in Deutschland von kirchlicher Seite unterstützt, mitunter von offener Begeisterung begleitet. Obwohl die katholische Kirche wegen ihres universalen Charakters stets Distanz zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts gehalten hatte, traten besonders zu Anfang des Weltkrieges Bischöfe, Priester und Gläubige in großer Zahl an die Seite derer, die den Krieg als moralische und geistige Erneuerung begrüßten. (...)

Im Unterschied zum nationalen Denken und Empfinden war Papst Benedikt XV. ein unermüdlicher Mahner gegen den Krieg. Er verzichtete auf Schuldzuweisungen, nannte den Krieg eine „grauenhaft nutzlose Schlächtere“. Schon in seiner Antrittszyklika im November 1914 rief er die Regierenden zu einem Verhandlungsfrieden auf. Die päpstlichen Bemühungen blieben jedoch erfolglos, auch sein letzter Appell vom 1. August 1917, in dem der Papst alle führenden Mächte zu Friedensverhandlungen aufrief und sich als neutraler Vermittler anbot. Wir müssen aus heutiger Sicht erkennen, dass erst die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und damit zusammenhängend auch des Zweiten ein stärkeres Engagement der Kirche für den Frieden und eine Abkehr von der Rechtfertigung von Kriegen begründete. (...)

Im Hinblick auf diese Einsicht ist heute zu erkennen, und zu bekennen, dass sich damals Bischöfe in ihrer Verkündigung und theologischen Billigung des Krieges geirrt und verirrt haben.

Für pax christi als internationaler katholischer Friedensbewegung sind diese Erfahrungen eine bleibende Herausforderung, sich kriegerischer Politik zu widersetzen und immer wieder Schritte der Versöhnung zu versuchen (...)

Auch heute noch zu wenig gewürdigt

„Mit Gott für Kaiser und Vaterland“ ist ein Beitrag der Artikelreihe überschrieben, mit der „Die Tagespost“ an den Beginn der Ersten Weltkrieges erinnert (10.7.2014, Seite 9). Die Verfasserin, Frau Michaela Sohn-Kronthaler, Professorin für Kirchengeschichte an der Universität Graz, zeigt darin, wie sich österreichische und deutsche Bischöfe damals wenigstens anfänglich mit ihren weltlichen Oberen in einem gerechten Krieg glaubten. Zu den

Anstrengungen von Papst Benedikt XV. um den Frieden schreibt die Autorin:

Ein unermüdlicher Mahner für den Frieden war Benedikt XV. (1914-1922), der vor genau 100 Jahren am 3. September 1914 zum Papst gewählt wurde und dessen Pontifikat vom Ersten Weltkrieg und von seinen Folgen fast zur Gänze überschattet wurde. Dessen Friedensbemühungen wurden damals und werden heute noch immer zu wenig gewürdigt. In seinen diplomatischen Aktivitäten und Verhandlungen mit den kriegführenden Staaten spielte bereits sein Mitarbeiter Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. (1939-1958), eine wichtige Rolle. In den Texten, die Papst Benedikt seit Beginn seiner Amtszeit publizierte, setzte sich das Oberhaupt der katholischen Kirche, der auch als „Friedenspapst“ in die Geschichte eingegangen ist, unablässig für Völkerverständigung, -versöhnung und -frieden ein. Er warnte vor einem überzogenen Nationalismus und betonte den katholischen, alle Völker umfassenden Gedanken. In seinen Friedensaufrufen und Mahnschreiben fehlte es nicht an klaren Worten und beschwörenden Bitten, „diesem entsetzlichen Blutbad (...) ein Ende zu bereiten“ (...)

Kulturkampf in Frankreich

Über den Kulturkampf in Frankreich berichtete Korrespondent Jürg Altwegg aus

liberalistischer Sicht in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ („Darf man seinen Bauch vermieten?“; 4.7.2014). Wie seinerzeit unter Mitterand sei die Linke nun auch unter François Hollande vor allem „in dogmatische Rückzugsgefechte verwickelt“. Gegen Arbeitslosigkeit und Staatsverschuldung seien die Sozialisten machtlos, aber auf die Utopie vom „neuen Menschen“ und die Volkserziehung hätten sie jedoch nicht verzichtet: „In der historischen Flaute mobilisieren sie die ungebrochene Dynamik der Egalité“. Der Homosexuelle beiderlei Geschlechts sei nun „die neue emblematische Figur“; in seinem Namen werde die Gesellschaft verändert:

In ausgewählten Schulen wird ein neues „Abcd der Gleichheit“ gelehrt. Es soll darum gehen, die Stereotypen zu hinterfragen. Von „Gender-Studien ist die Rede. Im Frühjahr blieben an vielen Orten die Klassenzimmer leer, weil die Eltern ihre Kinder zu Hause behielten. Katholische Fundamentalisten hatten muslimische Eltern aufgebracht: Bei Rollenspielen der Gender-Experimente müssten die Knaben Röcke tragen, mit Pornofilmen würde das Masturbieren geübt. Der erfolgreiche Boykottaufruf mündete in einen Kulturkampf um Kinder- und Jugendbücher wie „Der Tango zweier Väter“, „Alle nackt“, „Hans hat zwei Väter“ oder „Wie macht Fräulein Zazie pipi?“ Die bürgerliche Partei UMP sprach von fünfhundert Titeln, die mit Unterstützung des Kultus- und Er-

ziehungsministeriums in den Grundschulen zu Propagandazwecken eingesetzt würden.

Unter dem Druck der oftmals hysterischen Reaktionen rudern die Sozialisten nun zurück. Zum Ferienbeginn, so verkündet die Regierung, würden die Experimente zum „Abcd der Gleichheit“ abgebrochen. Gleichzeitig kündete sie deren Ausweitung auf alle Klassen an: Zum Schulbeginn im September werden 340 000 Lehrer mit einer „malle pédagogique“ ausgestattet, einem Koffer voller pädagogischen Materials. Die konservativen Politiker werfen den Sozialisten, an die sie die Wähler der urbanen Mittelschicht verloren haben, die Auflösung der Familie vor. (...)

Supergau der Katechese – Was tun?

„Eine ernüchternde Bestandsaufnahme“ sei das „Instrumentum laboris“, das Arbeitspapier, das aufgrund der römischen Umfrage zu Ehe und Familie für die Außerordentliche Bischofssynode im Oktober zusammengestellt wurde. Punkt für Punkt würde darin der „Supergau der Katechese“ offengelegt. – So Frau Regina Einig in einem Kommentar der „Tagesspost“ („Im Blickpunkt: Katechese ist die wahre Reform“, 28.6.2014, Seite 2). Ihr Folgerung:

(...) Dennoch gibt es keinen Grund zu resignieren. Auch im 21. Jahrhun-

Das Versprechen vor der Bischofsweihe

Auszug aus der Liturgie der Bischofsweihe nach dem Pontifikale Romanum von 1968 in der Übersetzung ins Deutsche, die Erzbischof Reinhard Kardinal Marx am 24. Mai 2014 in Passau bei der Weihe von Stefan Oster zum Bischof verwendete. – HK = Hauptkonsekrator WK = Weihekandidat

HK: Von den Zeiten der heiligen Väter an verlangt es die Ordnung, dass der Bischof sich vor seiner Weihe inmitten der Kirche zu dem festen Vorsatz bekennt, den Glauben treu zu bewahren und sein Amt recht zu verwalten. Daher frage ich dich, lieber Mitbruder:

Bist du bereit, in dem Amt, das von den Aposteln auf uns gekommen ist und das wir dir heute durch Handauflegung übertragen, mit der Gnade des Heiligen Geistes bis zum Tod zu dienen? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, das Evangelium Christi treu und unermüdlich zu verkünden? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, das von den Aposteln überlieferte Glaubensgut, das immer und überall in der Kirche bewahrt wurde, rein und unverkürzt weiterzugeben? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, am Aufbau der Kirche, des Leibes Christi, mitzuwirken und zusammen mit dem Bischofskollegium unter dem Nachfolger des heiligen Petrus stets ihre Einheit zu wahren? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, dem Nachfolger des Apostels Petrus treuen Gehorsam zu erweisen? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, zusammen mit deinen Mitarbeitern, den Presbytern und Diakonen, für das Volk Gottes wie ein gu-

ter Vater zu sorgen und es auf den Weg des Heiles zu führen? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, um des Herrn willen den Armen und den Heimatlosen und allen Notleidenden gütig zu begegnen und zu ihnen barmherzig zu sein? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, den Verirrten als guter Hirte nachzugehen und sie zur Herde Christi zurückzuführen? – WK: Ich bin bereit.

HK: Bist du bereit, für das Heil des Volkes unablässig zum allmächtigen Gott zu beten und das hohepriesterliche Amt untadelig auszuüben? – WK: Mit Gottes Hilfe bin ich bereit.

HK: Gott selbst vollende das gute Werk, das er in dir begonnen hat.

dert gelingt es Paaren, ihr Familienleben im Einklang mit der kirchlichen Lehre zu gestalten, jedoch kaum als Solisten, sondern mit Unterstützung. Dass Bewegungen und neue Gemeinschaften hier oft kreativer sind als die Pfarrei ist ein Gesichtspunkt, über den zu diskutieren sich lohnt. Die Gemeinden sollten dialogbereit sein und offen genug, um in Ehe- und Familienfragen von anderen zu lernen.

Hier stehen die Bistümer in der Hol- und Bringschuld. Ausdrücklich verweist der Text auf Dokumente des Lehramtes wie *Humanae vitae* und *Familiaris consortio*, die im deutschen Sprachraum als kaum vermittelbar gelten. Papst Franziskus will sie offensichtlich nicht in der Ablage verschwinden lassen. Das ist gut so.

Das Instrumentum laboris legt als entscheidende Reform nahe: Mehr Ehe- und Familienkatechese. (...)

Jedes Stück Land, das die Kirche dem Meer der Ignoranz abringen kann, kann für aufrichtige Gottsucher ein rettendes Ufer sein.

Ist Papst Franziskus „linksradikal“? Welche Wirtschaft tötet?

Papst Franziskus sei „linksradikal“, seine Kapitalismuskritik „heillos“, und die Kirche verachte die Reichen. – Solche Urteile wurden wegen der Enzyklika „Evangelii Gaudium“ in führenden deutschen Medien vorgebracht (SZ, FAZ, Die Zeit).

Unter dem Titel „Welche Wirtschaft tötet?“ geht nun das neue Heft der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ auf diese Kritik ein; Jörg Althammer, Professor für Wirtschafts- und Unternehmensethik an der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, macht darin, wie der Untertitel sagt, „Anmerkungen zum Rundschreiben Evangelii Gaudium aus wirtschaftsethischer Perspektive“ (Nr. 411; Kath. Sozialwissenschaftliche Zentralstelle, Brandenberger Str.33, D-41065 Mönchengladbach; www.ksz.de; E-Mail: kige@ksz.de).

Hier je eine Passage vom Anfang und vom Ende seiner Ausführungen.

(...) Es ist unbestritten, dass die Aussagen des Schreibens zu bestimmten Pathologien der globalisierten Wirtschaft in einer eindringlichen, teilweise plakativen und zuspitzenden Sprache gehalten sind. Aber das ist kein Spezifikum von *Evangelii gaudium* – ähnlich starke Bilder finden sich beispielsweise auch in der Sozialenzyklika von Papst Benedikt XVI. *Caritas in veritate*. Wenn man diese Passagen aus dem Zusammenhang des Textes und der Tradition der Katholischen Soziallehre reißt, lassen sich dies

Zitate tatsächlich zu einer Art antikapitalistischem Manifest zusammenfügen. Das wird jedoch weder der Soziallehre insgesamt noch dem vorliegenden Text gerecht. (...) (S. 3)

Mit der „Rückkehr von Wirtschaft und Finanzleben zu einer Ethik zugunsten des Menschen“ spricht sich Papst Franziskus durchaus für eine stärkere Rolle der nationalen wie globalen Wirtschafts- und Sozialpolitik und für eine Abkehr vom reinen *Laissez-faire*-Liberalismus aus. Die harschen Formulierungen, die sich im Text zur Wirtschaftsordnung finden und die in den Medien so intensiv aufgegriffen wurden, beziehen sich aber nicht auf das marktwirtschaftliche Prinzip an sich, sondern auf einen unregulierten Markt ohne sozialen Ausgleich. Mit dieser Kritik an einem ungebändigtem Kapitalismus befindet sich das Schreiben in guter sozialkatholischer Tradition, von *Rerum novarum* über *Centesimus annus* bis zu *Caritas in veritate*.

Das Wesen des Priestertums neu und tiefer erfassen

Papst Franziskus habe ihn darauf hingewiesen, dass der Zölibat ein Gesetz sei, das im 10. Jahrhundert, „900 Jahre nach dem Tod unseres Herrn“, festgelegt worden sei. – So Eugenio Scalfari, Gründer der römischen Zeitung „La Repubblica“, in einem Bericht über ein Gespräch mit dem Papst, der am 13.7.2014 in Scalfaris Zeitung veröffentlicht wurde. – Wie P. Federico Lombardi SJ, der Direktor des Vatikanischen Presseamtes, bald dazu erklärte, entsprechen Scalfaris Angaben nicht dem, was der Papst gesagt und gemeint habe. Weil sie aber weltweites Interesse erregten und „das Reizthema Zölibat in periodischen Abständen immer wieder aus dem Schubladen gezogen“ werde, bat Kathnet den Kirchenhistoriker und emeritierten Präsidenten des Päpstlichen Rats für Geschichtswissenschaften Walter Kardinal Brandmüller um eine Klarstellung. Der Kardinal gab sie mit einem längeren Offenen Brief an Eugenio Scalfari, den Kathnet am 16.7.2014 ins Netz stellte (www.kath.net/news/46756). Der Brief unterbreitet den gegenwärtigen Stand der Forschung über Anfänge und Geschichte des Zölibats und bringt zum Schluss „eine in die Zukunft weisende Überlegung“ des Kardinals:

Wenn es denn gesicherte historische Erkenntnis ist, dass alle Kirchenreform, die diesen Namen verdient, aus einer vertieften Erkenntnis des Glaubens der Kirche erwächst, dann wird auch die gegenwärtige Bestreitung des Zölibats durch eine neue und tiefere Erfassung des Priestertums überwunden werden. Je deutlicher es gelehrt und verstanden

wird, dass das Priestertum der Kirche nicht eine Dienstfunktion ist, die im Auftrag der Gemeinde ausgeübt wird, sondern darin besteht, dass der Priester kraft des Sakramentes der Weihe „in persona Christi“ lehrt, leitet und heiligt, dann wird neu verstanden, dass er auch die Lebensform Christi übernimmt. Ein so verstandenes und gelebtes Priestertum wird aufs Neue seine Anziehungskraft auf die Elite der Jugend erweisen

Im übrigen wird der Zölibat wie die Jungfräulichkeit um des Himmelreiches willen für eine säkulare Lebensauffassung immer ein Ärgernis bleiben. Schon Jesus selbst hat dazu gesagt: „Wer es fassen kann, der fasse es.“

Herausforderung Islam

„Kirche heute“ brachte eine Abhandlung „Die Herausforderung des Islam in Deutschland“ von Frau Prof. Dr. Christine Schirmmayer, die am Institut für Orient- und Asienwissenschaften der Universität in Bonn lehrt und auch das Institut für Islamfragen der Deutschen Evangelischen Allianz leitet (Nr.7/2014, Seite 12 ff; Postfach 1406; D-84498 Altötting). Der große Einfluss nahöstlich-islamischer Theologen auf die Muslime in Deutschland erschwere oder verhindere deren Integration, weil diese Theologen die Unvereinbarkeit eines „gottgefälligen Lebens ganz nach der Scharia“ mit einer Lebensweise nach westlichen freiheitlich-demokratischen Grundsätzen lehrten; ein eigenständiger europäisch-theologischer Islam habe sich leider noch nicht herausgebildet. So Prof. Schirmmayer. Sie kommt zu dem Schluss:

Wenn der etablierte Islam und seine Vertreter auf den Machtanspruch verzichten, Politik und Gesellschaft nach einem „Gottesgesetz“ gestalten zu wollen, wenn kein Theologe mehr den Apostaten zum Tode verurteilt und das Schlagen der ungehorsamen Ehefrau empfiehlt, wenn Nicht-Muslime in islamisch geprägten Staaten nicht mehr Bürger zweiter Klasse sind, sondern deren Rechte und Freiheiten aus den Texten des Islam heraus positiv begründet werden, dann steht dem Aufbau freiheitlich-demokratischer Gesellschaften mit gleichberechtigten Bürgern nichts mehr im Wege. Bis dahin sollten Deutschland und alle europäischen Gesellschaften allen demokratiegesinnten Muslimen beide Hände reichen und sie in Deutschland und Europa nachdrücklich willkommen heißen – aber mit derselben Entschiedenheit einen politischen Islam ablehnen und seine Ideologie als unvereinbar mit Demokratie und Freiheitsrechten begreifen – hier liegt die eigentliche „Herausforderung Islam“ begründet.



Bischof Clemens Pickel: Mit Herz & Seele - Ermutigende Gedanken eines deutschen Bischofs in Rußland. St.Benno-Verlag, Leipzig 2014; 126 Seiten, Euro 9,95; ISBN 978-3-7462-4026-8.

Clemens Pickel ging 1990 in die damalige Sowjetunion, um dort als Seelsorger zu wirken unter Gläubigen, die Jahre lang auf einen Priester gewartet hatten, mancherorts länger als 50 Jahre. Dorthin zu gehen, wo es unsicherer und unbequemer war als in Deutschland, schien ihm, wie er im Vorwort schreibt, „weniger exotisch als heroisch“. – „Aber dieser heimliche Stolz war nach zwei Monaten gebrochen. Ich war zum Lernenden geworden. Mir, der ich zum Helfen gekommen war, wurde geholfen. Ich, ein Fachmann in den Fragen des Glaubens, der anderen helfen wollte, froh, zufrieden, ja glücklich zu werden, bekam mehr, als ich geben konnte.“ Und nun würde er den Menschen in Deutschland „gerne etwas abgeben von dem, was ich bekommen habe“. Das ist ihm mit seinen Gedanken in dem vorliegenden Bändchen trefflich gelungen.

Heinz Froitzheim

(Siehe den Auszug „Beten Sie gern?“ auf Seite 229 dieses Heftes)



„Es hat mich gedrängt“ – Gedanken, Aphorismen und Lebensweisheiten aus Briefen von Johannes Messner, herausgegeben von Freunden. ISBN 978-3-902686-68-8; Verlag: KathShop, Wurmstr. 12, A-4020 Linz, Preis Euro 14,90 zzgl. Porto, S. 87

Wer den 1891 in Tirol geborenen Sozialapostel und katholischen Sozialwissenschaftler als Persönlichkeit kennenlernen will, sollte zu diesem Büchlein greifen, das Auszüge aus seinen Briefen enthält, die aus verschiedenen Anlässen geschrieben wurden. Diese Aphorismen sprechen Themen an wie „Jedes Lernen setzt sich im Leben um“, „In der Anstrengung nicht nachlassen“, „Innerer Friede, Frohsinn, Liebe, Freundschaft“, „Liebe zur Natur – eine Quelle der Freude“, „Unser Leben – ein stetes Gebet“. Für manchen wird die Lektüre auch Motivation sein, sich mit dem Werk dieses großen

Sozialwissenschaftlers zu beschäftigen. Messners Standardwerk „Das Naturrecht“, ist in einer Zeit, in der Menschen glauben, demokratische Mehrheiten könnten alles beschließen, aktueller denn je. Empfehlenswert

Ludwig Gschwind: Gottes Bodenpersonal. Verlag media maria 2014. 144 Seiten. E 13;50 (D) 13;85 (A) ISBN 978-3-9816344-4-0



Der Priester und Schriftsteller Ludwig Gschwind stellt mit seinem neuen Buch „Gottes Bodenpersonal“ 39 außergewöhnliche Priester vor. Für die einzelnen Kurzbiographien bleiben drei bis vier Seiten. Darunter sind so unglückliche Gestalten wie Erzbischof Gobel von Paris, der in der Französischen Revolution als Atheist unter der Guillotine starb. Aber auch heldenhafte Priester wie der Berliner Domprobst Lichtenberg und der sudetendeutsche Mariannahiller Pater Engelmar Unzeitig, die dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer fielen. Gschwind erinnert auch an vergessene Schriftstellerkollegen wie Phil Bosmans, Peter Dörfler, Jon Svensson Nonni und andere. Eine ausführliche Würdigung findet auch der Priester Dr. Heinrich Brauns, der in der Weimarer Zeit acht Jahre lang Reichs-



Hans-Peter Müller: Über den Primat des Geistes. Eine kritische Zwischenbilanz über die Herkunft des menschlichen Geistes. LIT – Verlag, Band 20 der Philosophischen Plädoyers, 160 Seiten, ISBN 978-3-643-12372-5, Preis 29;90 Euro, Bezug: LIT-Verlag D-48159 Münster Fresenstr. 2, Tel. 0251-620 32 22, Fax 0251-922 60 99, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de

Der Autor ist Jurist. Er stieß auf dieses Thema bei der Beschäftigung mit der Schuldfrage im Strafrecht. Wenn es nach der Meinung mancher Neurowissenschaftler keinen freien Willen geben sollte, so wäre eine Strafverfolgung und Sühne wohl nicht zu rechtfertigen. Eine Norm wäre bekanntlich sinnlos, wenn man sie ungestraft verletzen könnte. Von der Frage der Verantwortung führt der Weg zur übergeordneten Frage „Was ist Geist

und woher kommt er?“ Der Autor untersucht diese Frage umfassend und kommt zu dem Schluss, dass sich der Geist nicht aus dem Materiellen ableiten lässt. Eine hochaktuelle Frage! Für anspruchsvolle Leser sehr zu empfehlen.

Eduard Werner

Erläuterung zum Titelbild



Kronung Mariens von Raffael
(1483 – 1520) in der
Vatikanischen Pinakothek

Als Raffael dieses Bild malte, war er gerade einmal um die zwanzig Jahre alt. Dies erklärt, dass die dünne Wolkenbank noch etwas schematisch Erde und Himmel trennt, dass die Köpfe der musizierenden Engel und der Apostel jeweils genau auf einer Linie liegen und dass die Engelköpfe mit ihren sechs Flügelchen starr symmetrisch angeordnet sind. Aber schon wird diese recht schematische Komposition aufgelockert durch den etwas diagonal gestellten Sarkophag.

Von den Aposteln lassen sich **einige identifizieren: Ganz links steht der Jüngling Johannes mit seinem Evangelium, in der Mitte Petrus mit Schlüssel und Buch und Jacobus der Ältere mit dem Schwert. Der Apostel ganz rechts, welcher aus dem Bild herausschaut, dürfte ein Selbstporträt von Raffael sein. Die mittlere Person erhält den Gürtel der Jungfrau Maria als Beweis für die Aufnahme in den Himmel. Es könnte sein, dass damit auch ein Hinweis für die „Heilige Länge Mariens“ verbunden ist, die im religiösen Brauchtum Bedeutung erhält. Im Sarkophag finden sich Blumen wie Rosen und Lilien. Dies sind einmal Symbole für Maria (lilienrein, Rose ohne Dornen), andererseits gibt es die Legende, dass, nach Mariens Himmelfahrt, Rosen im Sarkophag zurückblieben.**

An die beiden Engelchen am Saum von Jesus und Maria erinnerte sich Raffael wieder, als er ca. zehn Jahre später seine berühmte Sixtinische Madonna malte. A.E

Bücher

arbeitsminister war. Natürlich fehlt auch der legendäre Bienen- und Apfelpfarrer des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in dieser Sammlung nicht. Ein historisch interessierter Leser wird hier manchen zu Unrecht vergessenen Priesterschriftsteller wieder finden.

Eduard Werner

Margareta Laumann: „Weil ich Dich liebe. Hilfe zur Glaubensvertiefung.“ Verlag des Klosters Uedem 2012. Hardcover, 135 Seiten, Preis 11;90 Euro; Bezugsadresse: Kloster der Heimsuchung Mariä, Mühlenstr. 42 a, 47589 Uedem, www.Kloster-der-heimsuchung.de, Tel. 02825 - 403, Fax 02825 - 7341



Rückblick: Das eigentliche Anliegen des 2. Vatikanischen Konzils, nämlich, mit den Worten des heiligen Papstes Johannes XXIII „das Glaubensleben in der Kirche Christi angesichts einer weithin säkularisierten Gesellschaft zu vertiefen“, ist leider nicht von allen Theologen recht verstanden und aufgenommen worden. Vielmehr vollzog sich eine allmähliche Umdeutung der Aufforderung des Papstes, die zeitlose Wahrheit des Evangeliums in neuer Ausdrucksweise den Menschen von heute verständlicher zu machen, in eine Tendenz zur Öffnung der Kirche für ein Denken und Urteilen in weltlichen Kategorien. Diese Entwicklung verfehlte aber nicht nur die Intention des Konzils, sondern setzte anstelle der erwarteten Vertiefung im Gegenteil

eine zunehmende Verflachung des Glaubenslebens in Gang, die sich u. a. in einem schwindenden Selbstbewusstsein, demzufolge auch einem fast gänzlichen Erlöschen der Beichtpraxis und einem generellen Hang zur Protestantisierung der zentralen katholischen Glaubensposition zeigte. Einem derart verwässerten „Glauben“ – light“ fehlt aber die Überzeugungskraft, das Be-geist-ernde, insbesondere für die junge Generation, deren Präsenz im Gemeindeleben konsequenterweise immer weiter zurückging und heute fast gegen Null geht.

Sicherlich trug zu dieser „Absenkung des Grundwasserspiegels des Glaubens“ (laut Glaubensinformation der Erzdiözese Wien) auch seit etwa 1970 die Verwendung von höchst fragwürdigen Lehrbüchern im Religionsunterricht bei.

Den spirituellen Bedürfnissen der suchenden (jungen) Menschen von heute kommt die lebensnahe Handreichung von Sr. M. Margareta Laumann entgegen mit dem Titel „Weil ICH Dich liebe...“. Die Autorin, die selbst einen Großteil ihres Lebens als „randständige“ Christin verbrachte, möchte den Leser, in sehr persönlicher Weise an ihren Entdeckungen teilhaben lassen und den Schatz teilen, den sie auf dem Ackerfeld ihres Lebens gefunden hat. Sie weiß nur zu gut aus ihrer Lebenserfahrung, dass das, was ihr vormals selbst gefehlt hat, zugleich auch der spirituelle Notstand im Leben zahlreicher Gewohnheits- oder Taufschein-Christen ist. Und so nimmt sie den Leser bei der Hand und führt ihn zum „Rendezvous“ mit Jesus Christus. Sie stellt ihn dem Leser als einen vertrauten Freund vor, einen unendlich geduldigen Liebhaber, der unermüdlich auf die liebende Begegnung mit der Seele jedes Menschen wartet. Diese ganz persönliche ICH-DU-Beziehung ist letztlich das, was trägt und stärkt und seelisches Reifen schenkt.

Von der Mitte einer lebendigen und lebendig machenden personalen Beziehung zu Jesus Christus her lässt die Autorin in leicht verständlicher Weise die verschiedenen Facetten eines aus dem Glauben heraus gestalteten Lebens aufleuchten. Dabei bringt sie mit großer Einfühlbarkeit auch sensible Themen aus dem christlichen Alltagsleben zur Sprache, wie etwa die eheliche Liebe von Mann und Frau. Aber auch zu Fragen, die aktuell noch manche Gremien intensiv beschäftigen, z.B. Zölibat oder Frauenordination, nimmt die Autorin in wohlthuend klarer und einsichtiger Weise Stellung.

Rainer Kochinke

Peregrina: „Das Pilgerjahr mit dem Kartäuser. Dom Marianus Marck Friedrich Alfred Prinz von Sachsen – Meiningen 1921 – 1997.“ Verlag F.W. Cordier Heiligenstadt. 3. Korrigierte Auflage 2010, Seiten 220, ISBN 978-3-939848-24-0. Euro 14;90

Die Autorin dieser ungewöhnlichen Lebensgeschichte nennt sich Peregrina (die Pilgerin). Der zentrale Gegenstand dieses Buches ist das Leben des letzten Prinzen von Sachsen-Meiningen von der Veste Heldburg in Thüringen. Peregrina sammelte Quellen und befragte Zeitzeugen, die jeweils von ihren verschiedenen Erlebnissen und Erinnerungen erzählten. Mit diesem Leben ist deutsche Zeitgeschichte verbunden.

1945 musste die herzogliche Familie ihren Stammsitz verlassen und nach Bayern flüchten. Der evangelische Vater wurde bald von den Sowjet-Russen verschleppt. Die Schwester Regina des Prinzen heiratete Otto von Habsburg, den Sohn des letzten Kaisers von Österreich-Ungarn. Die Mutter des Prinzen Friedrich stammte aus urkatholischem westfälischem Adel. Sie hatte in der rein evangelischen



Umgebung ihre Kinder katholisch getauft und erzogen, was ihr in Meiningen wohl heute noch nicht ganz verziehen wird. Sie wollte halt ihren Kindern den „ungeteilten Glauben der Kirche gemäß ihrer Familientradition“ erhalten. Prinz Friedrich selbst war wohl im Zweiten

Weltkrieg ein schneidiger Offizier. Nach dem Krieg wurde er nach einigen Wechselfällen seiner Geschichte Kartäusermönch. Sein Klostername war Dom Marianus Marck. Die Mönche dieses Ordens pflegen ewiges Stillschweigen. Prinz Friedrich wollte als Mönch stellvertretend Sühne leisten für das Versagen seiner Vorfahren bei der Kirchenspaltung. Die Bewohner seiner Heimat mussten damals so wie der Landesherr protestantisch werden, und sie sind heute weitgehend glaubenslos. Ob sich die Hoffnung des Prinzen und Kartäusersmönchs auf ein Wiedergewinnen des ungeteilten Glaubens in Thüringen erfüllen wird? Prinz Friedrich starb am 18.09.1997 in einem Kartäuserkloster in den USA. Ein ungewöhnliches Buch, das jeder Leser als große Bereicherung empfinden wird.

Eduard Werner

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Augsburg

3.-6. September 2014 · 22. Theologische Sommerakademie im Haus St. Ulrich in Augsburg · Thema: Dein Antlitz suche ich, Herr (Ps 27,8) · Hinweise: 08191-22687

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 29.09.2014 · Sühnegebetsstunden · monatliches Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises · Maria-Hilf-Kirche · Euch. Feier, Predigt, Beichte, eucharistische Anbetung · 18:00 - 21:00 Uhr · Hinweise: 02602-7272

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im August 2014

1. Flüchtlinge mögen Aufnahme und Schutz finden
2. Für die Christen in Ozeanien in ihrem Zeugnis für das Evangelium

im September 2014

1. Um Liebe und Unterstützung für geistig Behinderte
2. Das Evangelium inspiriere die Christen in ihrem Einsatz für die Armen

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Eppl
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Martine Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Martine Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Stadtpfarrer Georg Alois Oblinger
Heinrich-Sinz-Str. 6,
89335 Ichenhausen
- Jenö Zeltner
Firnstr. 17, 82194 Gröbenzell

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.,

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Alfred Kranzfelder – Gottes Angesicht leuchtet über den Märtyrern.

Vielfältig wie der kirchliche Widerstand gegen das NS-System war auch der militärische Widerstand. Etwa 20 Soldaten lehnten den Militärdienst unter Hitler oder einen verbrecherischen Befehl ab und ließen sich stattdessen hinrichten. Andere dagegen planten schon 1938 einen Staatsstreich. Dieser Staatsstreich verlor 1938 mit dem für Hitler so erfolgreichen Münchner Abkommen seine Grundlage. Die aktivste Form des militärischen Widerstandes war später zweifellos das Attentat Graf Stauffenbergs am 20. Juli 1944. In dieses Attentat war auch der Korvettenkapitän Alfred Kranzfelder aus Kempten im Allgäu verwickelt. Dieser Widerstandskämpfer wurde am 10.02.1908 als Sohn eines Richters geboren. Schon mit 11 Jahren trat er als Gymnasialschüler in die Marianische Kongregation ein und blieb dann, so lange er lebte, ein frommer Katholik. Nach einer sehr guten Abiturprüfung trat er 1927 als Offiziersanwärter in die Reichsmarine ein. Er verließ die Ausbildung als Lehrgangsbester und stieg rasch zum Korvettenkapitän auf. Bei der Marine freundete er sich mit dem Marinestabsrichter Graf Berthold Schenk von Stauffenberg an, dem Bruder des späteren Attentäters.

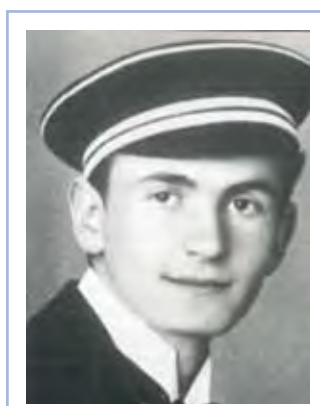
Da Kranzfelder moralische Maßstäbe hatte, ließ er sich von den ersten Erfolgen Hitlers nicht blenden. Er lehnte Hitlers Politik grundsätzlich ab, sann auf Veränderung, um Schaden von den Völkern Europas abzu-

wenden. So geriet er langsam in den inneren Widerstandskreis um Graf Claus von Stauffenberg hinein. Sein Sinnen und Trachten galt ganz dem Gelingen des Attentats, durch das Hitler beseitigt werden sollte. Ihm war die Aufgabe zugedacht, die Reaktion von Admiral Dönitz zu beobachten und entsprechend zu handeln. Seine Mitarbeit im Widerstand nahm ihn so gefangen, dass er sich auch durch seine Verlobung nicht von der gefährlichen Tätigkeit abbringen ließ. Seine künftige Frau sagte, wenn das Attentat fehlschlagen würde, dann würde sie sich auch umbringen, um mit den „Geopferten“ gemeinsam zu sterben. Das wollte ihr Kranzfelder aber ausreden. Er antwortete ihr, auch

in diesem Fall müsse sie leben und einen anderen Mann heiraten und Kinder haben, damit sie ihnen „die guten Eigenschaften unseres Volkes in die Seele legen könne.“ Kranzfelder war also bereit, sein Leben und sein privates Glück zu riskieren, um seine Pflicht zu erfüllen. Das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 scheiterte, und Korvettenkapitän Alfred Kranzfelder wurde mit vielen anderen Beteiligten verhaftet. Die Geheimpolizei hatte ein zunächst harmlos erscheinendes

Telefongespräch mitgeschrieben und nun nach dem Attentat richtig gedeutet. Das führte auf die Spur Kranzfelders. Während Claus Graf von Stauffenberg noch am gleichen Tag erschossen wurde, mussten Kranzfelder und seine Freunde aus dem Umkreis der Marine noch ein Verfahren des berühmten Richters Roland Freisler über sich ergehen lassen. Sie

wurden zusammen am 10.08.1944 zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tag gehängt. Den Todeskandidaten war strengstens verboten, vor der Hinrichtung noch mit einem Priester zu sprechen und die Kommunion zu empfangen. Aber der Gefängnisseelsorger Peter Buchholz stellte sich im Gang zur Hinrichtungsstätte so auf, dass die ge-



Alfred Kranzfelder

fesselten Todeskandidaten ihn sehen konnten. Beim Vorübergehen erteilte er jedem die Absolution. Bei einem Gedenkgottesdienst nach dem Krieg zitierte der Priester die Offenbarung des Johannes: „Diese Märtyrer werden Gottes Angesicht schauen.“ Der Marinehafen von Eckenförde trägt heute den Namen des Korvettenkapitäns Kranzfelder, der sein Leben und sein privates Glück für sein Volk riskiert und hingegeben hat.

Eduard Werner